

DOKUMENTE DES Fortschritts

INTERNATIONALE REVUE

.....
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR DR. R.

BRODA:PARIS IN VERBINDUNG MIT

DR.HERMANN BECK:BERLIN UND

ERICH LILIENTHAL:BERLIN+VER-

LEGT BEI GEORG REIMER:BERLIN:WSS

.....
JÄHRLICH 11 HEFTE FÜR 10 MARK

PREIS DES EINZELHEFTES 1 MARK

.....
AUSGEGEBEN ANF: SEPTEMBER 1910

3. JAHR

8. HEFT



**BERN
HAB**

INHALT:

.....

DIESES HEFT IST VORNEHMLICH PROBLEMEN DER WISSENS-
SCHAFTLICHEN ENTWICKLUNG GEWIDMET.

NACHDRUCK MIT AUSNAHME DER DURCH EINEN VERMERK
GEKENNZEICHNETEN ARTIKEL MIT QUELLENANGABE GESTATTET

.....

ALLE SENDUNGEN SIND AN DIE DEUTSCHE REDAKTION, BERLIN-
WILMERSDORF, PRINZREGENTENSTR. 115/116 ZU RICHTEN.

.....

ABHANDLUNGEN:

- DR. STEPHAN LEDUC, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT IN
NANTES: NEUE FORSCHUNGEN ÜBER DEN URSPRUNG DES
LEBENS 563
- JOSEPH DURIEU, PARIS, PROFESSOR AM COLLÈGE LIBRE DES
SCIENCES SOCIALES: DIE SOCIÉTÉ DE LA SCIENCE SOCIALE
UND IHRE METHODEN EXAKTER FORSCHUNG..... 574
- GRAF KARL V. KLINCKOWSTROEM, MÜNCHEN: VIRGULA DIVINA.
EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER WÜNSCHELRUTE..... 583
- DIE DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE 588

CHRONIK DER TECHNISCHEN UND WISSENSCHAFTL. ENTWICKLUNG ... 592

RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS:

- PROF. DR. R. BRODA, PARIS: DIE ENTWICKLUNGSLEHRE UND
IHRE ANWENDUNGEN AUF WELTANSCHAUUNG, MORAL UND
LEBEN..... 602

KORRESPONDENZEN:

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG..... 614

LEOPOLD KATSCHER: VOM INTERNATIONALEN WOHNUNGSKONGRESS IN WIEN. —
CHRONIK (618).

POLITISCHE ENTWICKLUNG: 619

GRAF V. HOENSBROECH, GROSS-LICHTERFELDE: DAS PAPSTTUM UND DIE PREUSSISCHE
REGIERUNG. — EMILE VANDERVELDE, ABGEORDNETER, BRÜSSEL: BELGIEN UND DAS
KONGOPROBLEM (625). — CHRONIK (627).

SOZIALE ENTWICKLUNG 630

CHRONIK.

NEUE KÜNSTLERISCHE TENDENZEN 632

CHRONIK.

NEUE LITERARISCHE TENDENZEN: 633

JULIE ADAM, WIEN: RUDYARD KIPLING „THE JUNGLE-BOOK“ UND „KIM“. — CHRONIK (639).

.....

UMSCHLAG UND AUSSTATTUNG ZEICHNETE
LUCIAN BERNHARD, BERLIN.

DR. STEPHAN LEDUC, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT IN NANTES: NEUE FORSCHUNGEN ÜBER DEN URSPRUNG DER LEBEWESSEN.



ENN eine lösliche Substanz in festem Zustand in eine ihre Lösungen niederschlagende Flüssigkeit getaucht wird, bilden die Niederschläge zuweilen einfache oder verzweigte Fasern. Dieses Phänomen ist nahezu seit dem Beginn der Chemie bekannt, hat jedoch wenig Beachtung gefunden. Prof. Quinke aus Heidelberg hat diesen Gegenstand in seinem Aufsatz: Über unsichtbare Flüssigkeitsschichten usw. (Annalen der Physik 1902) behandelt und mir denselben liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt. Der geschichtliche Teil dieser Frage ist nach ihm folgender: 1837 gewann G. Rose kleine Kügelchen, indem er Chlorkalium durch kohlensaures Ammonium oder kohlensaure Alkalien niederschlug; dieselben verdickten sich zu Kalkrhomboiden. Er erzielte auch einen flockigen, später körnigen Niederschlag, der unter dem Mikroskop außer der Form von Rhomboedern auch die von Seesternen und wellig umrandeten Scheiben zeigte. Rose fand auch in einigen Freiburger Stalaktiten sechs pyramidenförmige Zellen um einen runden Kern gruppiert.

1849 beobachtete Link bei Niederschlag von Kalk oder Bleilösungen mittels Kalium, Soda oder Kohlensäure die Entstehung runder Granula, die sich vereinigten und späterhin kristallisierten. Wenn man schwefelsaures Eisen oder Zink mit Ammoniak, schwefelsaures Kupfer mit Schwefelwasserstoff oder ein Ferrozyankalium mit einer Salzlösung niederschlägt, erhält man granulierten Scheiben oder solche, deren körnige Provenienz leicht erkenntlich ist.

1855 beschrieb F. F. Runge, wohl als erster, die periodische Bildung chemischer Niederschläge. Er ließ Lösungen von Ferrozyankalium in den Poren von Filtrierpapier auf Sulphate von Kupfer, Eisen, Mangan, Zink oder Chloreisen einwirken. An verschiedenen Stellen des Papiers zeigten sich nebeneinander farbige Niederschläge, die mehrmals in verschiedenen langen Zwischenräumen verschwanden. Diese farbigen Muster wechseln je nach der Konzentration der Salzlösung oder infolge des Zusatzes von Salzen, von Ammonium, Kalium, Oxalsäure oder andern Substanzen. Diese Figuren, deren zahlreiche, hervorragend schöne Abbildungen dem Werke beigelegt sind, werden notwendigerweise durch die Kapillarität der Papierfasern beeinflusst. Runge nimmt aber außerdem die Wirkung einer bis dahin unbekannten Kraft an, die er „Bildungstrieb“ nennt. Er betrachtet sie als elementare Darstellung jener vitalen Kraft, wie sie bei Pflanzen und Tieren tätig ist.

Von der Oberflächenspannung des öligen Niederschlages hängen die baum- und zweigartigen Formen der metallischen Vegetationen ab, die Rudolf Böttger 1865 erhielt, der erbsengroße Bruchstücke von Chloreisen, Chlorkobalt, schwefelsaurem Mangan, salpetersaurem Salz und Chlorkupfer in wäßrige kiesel-saure Natriumlösungen tauchte (spez. Gew. 1,180) ohne irgendwelche Erklärung des Phänomens zu geben.

1866 erzielte Traube zellenförmige Bildungen bei Gelatine mit Tannin; bei Kupfer oder Bleioxyd in Lösungen von Silikaten usw.

Diese präzipitierten Zellen auf Membranen wurden von J. Reinke, Ferd. Cohn, H. de Vries und mir studiert; wir beobachteten die Rückbildung der Membranen und deren Umwandlung in einen zerreiblichen Zustand in bezug auf die membranogenen Substanzen.

So finden wir denn Traubes Ansicht bezüglich des Vorhandenseins präzipitierter Membranen, deren feststoffige Maschen kleine Öffnungen besitzen sollen, die membranogene Substanzen nicht durchließen, während die größeren Öffnungen, die Membranogenes durchlassen, durch das Präzipitat verschlossen wären, so daß die Membranen durch Intussuszeption wachsen, widerlegt. Übrigens hat Traube später die präzipitierte Membrane als eine dünne, feste, gelatineuse Schicht aufgefaßt, in der das Wasser mechanisch eingeschlossen ist.

Tamman hat auch viele Experimente mit Chlorlösungen oder Sulfaten von schweren Metallen und Lösungen von Phosphaten, Silikaten, Ferrozyanaten und anderen Salzen gemacht und gefunden, daß die Mehrzahl der Membranen für Membranogenes durchdringlich ist. Nach Tamman sind alle präzipitierten Membranen aus wasserhaltigen Substanzen gebildet, und einige davon wie das Ferrozyankupfer und die Tannogelatine sind unmittelbar nach ihrer Formation allen ihren Eigenschaften nach flüssigen Membranen vergleichbar.

Graham hat farblose Gelees erzielt, indem er konzentrierte Lösungen von Ferrozyankalium und Kupfersulfat verband, und Butschli hat kürzlich mikroskopische Bilder der präzipitierten Membranen beschrieben, die aus Ferrozyankalium, Kupferazetat und Chloreisen entstanden.

Famintzin, Link und G. Rose haben durch die aufeinander einwirkenden konzentrierten Lösungen von Chlorkalzium und kohlen-saurem Kalium Sphaeroide präzipitiert, die rasch wuchsen und einen runden oder biskuitförmigen Kern sowohl als eine konzentrierte Schichtung aufwiesen; auch erzielten diese Gelehrten kugelige Kristalle und Stärkekörner.

Hartwig, Vogelsang, Hansen und Butschli haben die aus Einwirkung von wässrigen Chlorkalziumlösungen auf kohlen-saure Alkalien entstehenden Strukturen studiert. Nach Vogelsang bleiben die kleinen Kalkteilchen in der Form erhalten, wie sie aus der Kondensation des amorphen und kugligen Präzipitates entstehen, welches letzteres aus der Einwirkung der Chlorkalziumlösung auf kohlen-saures Ammonium sich entwickelt. Er beschreibt aneinandergegliederte Sphären, blasen- und maulbeerförmige Gebilde. Die Zahl der Sphäroiden soll größer sein, wenn man Gelatine hinzufügt. Hansen hat auch nach Hartwigs Methode die Bildung von Sphärokristallen studiert, die durch die Einwirkung von alkalischen Karbonen und Phosphaten auf Kalksalze bei Vorhandensein von Gelatine und Eiweiß entstehen, und betrachtet diese Substanzen als vorteilhaft für die Bildung von Sphärokristallen, da sie die Kristallisation verzögern.

Ich werde später zeigen, daß Gelatine und Eiweiß die Präzipitate wesentlich beeinflussen und nicht nur durch ihr Vorhandensein als gelatineuse Substanzen wirken. Daß Sphärokristalle auch ohne Gelatine oder Eiweiß aus Chlorkalzium und Kaliumkarbonat entstehen können, haben Famintzins Versuche gezeigt, die Butschli wiederholt und erweitert hat, der die Sphäriden von Kalkkarbonat mit polarisiertem Licht studierte und in ihnen abwechselnd (vom optischen Standpunkt aus) positive oder negative Schichten fand.

In all diesen vorhergehenden Experimenten ist die Oberflächenspannung zur Erklärung der Entstehung und der Struktur der präzipitierten Membranen nicht in Betracht gekommen.

Dies ist im hauptsächlichlichen das Geschichtliche der Frage, wie es der kompetenteste Zeitgenosse, Prof. Quinke aus Heidelberg, schildert.

Prof. Quinke erwähnt nirgends den biologischen Standpunkt; er schließt ungefähr mit den Worten: Ich bestreite die Existenz einer halb durchdringlichen Membran. Somit verschwindet der Begriff des osmotischen Druckes, dessen Theorie auf der Hypothese der halb durchdringlichen Membranen basiert.

Biologische Betrachtungen findet man in größerer Zahl in den früheren Forschungen von M. Traube, dessen Arbeiten dem Leser leicht zugänglich sind, da sie seine Söhne unter dem Titel: *Gesammelte Abhandlungen von Moritz Traube* (Berlin, Mayer u. Müller 1899) herausgegeben haben. Die Nachforschungen Traubes, deren großer Wert von uns immer wieder betont wurde, lassen sich in der Entdeckung der osmotischen Eigenschaften der durch chemische Präzipitate gebildeten Membranen zusammenfassen, ferner in der mittels dieser Membranen gemachten Wiederholung der von unserem Mitbürger Abbé Nollet mittels Schweinsblasen gemachten Experimente und im Studium der Erweiterung der osmotischen aus Präzipitaten gebildeten Membranen. Traube, der im Jahre 1866 experimentierte, konnte nicht mit dem osmotischen Druck arbeiten, da er als umschriebener Begriff erst 1885 von Vant'Hoff eingeführt wurde.

Trotz unserer größten Hochachtung vor den Arbeiten und der Person des Prof. Quinke sind unsere Ansichten über diesen Gegenstand den seinen entgegengesetzt und sind auf die Theorie des osmotischen Druckes gegründet.

Die Beziehungen zwischen der Biologie und den im anorganischen Reiche beobachteten Erscheinungen sind mit Geschick von Prof. Moritz Benedikt aus Wien in seinem Buch „*Kristallisation und Morphogenesis*“ ausgeführt worden. Prof. Benedikt hat auch die Frage in einem Artikel zusammengefaßt, „*Entstehung der Formen und des Lebens*“. (*Revue Scientifique* 30 Sept. 1905.) 1904 widmet Prof. Raphael Dubois seine Antrittsvorlesung an der Universität Lyon der „*Schöpfung des Lebewesens*“; er erinnert an seine interessanten Versuche über die Eoben, die osmotische Bildungen zu sein scheinen, ebenso wie die Radioben Burkes, die in engster Verwandtschaft mit den Eoben Dubois' zu stehen scheinen.

Man findet ausgedehnte bibliographische Referenzen über dieses Thema in einer interessanten Studie von Prof. Rhümbler „*Aus dem Lückengebiet zwischen organischer und anorganischer Materie*“. 1906.

Dr. L. Razetti hat 1907 in Caracas eine prächtige Arbeit über diese Frage veröffentlicht unter dem Titel: „*Que es la vida?*“

Endlich haben Alb. und Alex. Mary aus Beauvais ihre Arbeiten über die *Génération primitive* (Urzeugung) bei J. Rousset veröffentlicht.

Unsere persönlichen Arbeiten über die Frage sind in zahlreichen Aufsätzen erschienen, meistens in den Berichten der „*Association française*

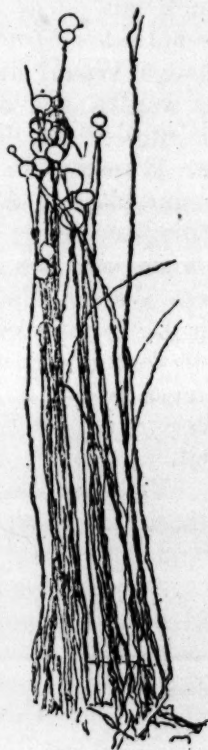


Fig. 1.

pour l'avancement des sciences“, vom Kongreß in Ajaccio 1901 an bis zum Kongreß in Lille 1909. Resümees sind unter folgenden Titeln erschienen: Die Gesetze der Biogenesis (*Revue scientifique* 24. Febr. und 5. März 1906), Die physikalischen Grundlagen des Lebens (Masson, Verleger, 1906, Generalkonferenz der A. F. A. S. (Reims 1907), Essay über biologische Synthese (*Biochemische Zeitschrift*, Festband für H. I. Hamburger, Berlin 1908).

Vant'Hoff hat 1885 Prof. Pfeffers Methode benutzend gezeigt, daß gelöste Substanzen, wie z. B. Zucker im Wasser, sich wie Gase verhalten und daß alle bei diesen letzteren in Anwendung kommenden Gesetze auch auf jene anwendbar sind. Das Analogon des Gasdruckes heißt osmotischer Druck; denkt man sich eine für Wasser vollkommen durchlässige Wand, die aber für alle gelösten Substanzen undurchdringlich ist, so werden sich diese der Wand gegenüber ebenso verhalten, wie Gase den sie umschließenden festen oder beweglichen Gefäßwänden gegenüber. Eine für Wasser vollkommen durchlässige, für gelöste Substanzen vollkommen undurchlässige Membran heißt halbdurchlässig; derartige Membranen im strengsten Sinne dieser Definition existieren nicht in der Natur; aber Membranen, die den gelösten Substanzen mehr Widerstand entgegensetzen als dem Wasser, sind außerordentlich häufig; aus derartigen Membranen sind die Lebewesen gebildet. Der erst seit 1885 bekannte oder zumindest erst seit damals begriffene osmotische Druck ist eine Kraft, die immer bei Lösungen wirkt, d. h. bei allen Lebenserscheinungen, bei allen Einflüssen des Wassers auf die Erdoberfläche, sowohl in der Gegenwart als in der Vergangenheit.

Viele Substanzen im festen Zustand oder in sehr konzentrierten Lösungen umgeben sich in bestimmten Flüssigkeiten mit Membranen, entstanden aus dem Präzipitat, das sich an ihrer Oberfläche bildete.

Man hat osmotische Gebilde mit metallischer Kristallisation verwechselt, mit den Bäumen der Diana und des Saturn, von denen sie sich wesentlich unterscheiden; man hat behauptet, sie seien nur Komplexe von amorphen Präzipitaten, durch Gasblasen in den Lösungen in die Höhe gehoben. Man hat aus der Unveränderlichkeit des Gewichts (auf der Wagschale) einer verschlossenen Röhre, in der sich ein wenige Millimeter großes osmotisches Gebilde entwickelte, geschlossen, daß das osmotische Wachstum ohne Aufnahme von Substanzen sich vollzieht. Die Tatsachen, die ich in diesem Aufsatz demonstrieren werde, erweisen, daß die Kraft, die das Wachstum hervorbringt, der osmotische Druck ist, daß die osmotischen Gebilde eine komplizierte Morphologie und zusammengesetzte Struktur haben und daß sie beim Wachsen mehrere hundertmal das Gewicht ihrer ursprünglichen Substanz in sich aufnehmen. (Siehe Essay über synthetische Biologie. *Biochemische Zeitschrift*, Berlin 1908.)

Wenn man Körner aus einem Teil Zucker und ein oder zwei Teilen Kupfersulfat bildet und dieselben in einer 40°-Flüssigkeit aussät, die aus 100 Teilen Wasser, 10 bis 20 Teile einer 10 proz. Gelatinelösung, 5 bis 10 Teilen einer mit Ferrozyankalium gesättigten Lösung und 5 bis 10 Teilen einer mit Chlornatrium gesättigten Lösung gebildet ist, erhält man sehr große osmotische Gebilde, die 40 cm Höhe übertreffen können und Formen zeigen, wie man sie bei Pflanzen beobachtet: Rhizome, Wurzeln, verzweigte Stiele, Blätter und Endorgane.

Durch das Erstarren der Gelatine werden diese Gebilde fest und transportabel. Die aus chemischen Präzipitaten gebildeten osmotischen Mem-

branen sind übrigens in der Natur weit verbreitet; sie werden durch die gewöhnlichen Substanzen hervorgebracht, die einen großen Teil der Erdkruste bilden: es genügt z. B., Teilchen von geschmolzenem Chlorkalzium, Kalziumnitrat oder derselben Verbindungen von Barium, Strontium und Magnesium in eine konzentrierte Lösung von Natriumkarbonat zu werfen, um osmotische Gebilde zu erhalten; und dieses einfache Experiment zeitigt sofort die Überzeugung, daß das Phänomen des osmotischen Wachstums eines der physischen Hauptphänomene ist, eines, das eine hervorragende Rolle in der Vergangenheit der Erde gespielt hat.

Der osmotische Druck ist die das Wachstum hervorbringende Kraft: Wenn sich das Kalziumsalz in eine Kalziumkarbonatmembran gehüllt hat, die für Wasser durchlässiger ist als für Chlorkalzium, so dringt Wasser in das Innere, löst das Chlor, und man hat eine Blase oder eine Art Zytode; die konzentrierte Chlorkalziumlösung hat einen starken osmotischen Druck, der die Wände ausdehnt wie ein Gas einen Ballon; das Wasser dringt ins Innere, um den leeren Raum zu füllen, der durch die Ausdehnung entstehen würde, d. h. indem es die Wände zurückstößt; der osmotische Druck bedingt ein Einsaugen des Wassers gegen das Innere zu; bald bildet sich eine neue Blase an einem Punkte der Oberfläche, die der Ausdehnung einen geringsten Widerstand entgegensetzt; auf dieser zweiten Blase entsteht eine dritte usw. Wenn die Entwicklung in dieser Form weitergeht, hat man ein aneinander gereihtes Gebilde, ein zytodisches (zellenartiges) Gewächs, den Zellwesen analog. (Siehe Biochemische Zeitschrift 1908.)

Wie die Mikrophotographie zeigt, setzen sich unter gewissen Bedingungen die Blasengebilde in Form von abgeplatteten Scheiben übereinander und man erhält Stiele, die in regelmäßigen Intervallen durch transversale Wände abgeteilt sind. (Siehe Biochemische Zeitschrift 1908.)

Endlich kommt es auch vor, daß die transversalen Wände von Flüssigkeiten durchbrochen werden, die in den Stielen aufsteigen, und man erhält dann hohle Stiele (vaskuläre Gebilde), in denen man ziemlich leicht das Aufsteigen der Körnchen mittragenden Flüssigkeit sehen kann. Die Flüssigkeit kommt vom Grunde und steigt zum Gipfel; man hat dann vaskuläre Gebilde mit einer Flüssigkeitszirkulation analog der der vaskulären Lebewesen, und in der Bildung dieser Gefäße findet man den von Histologen so

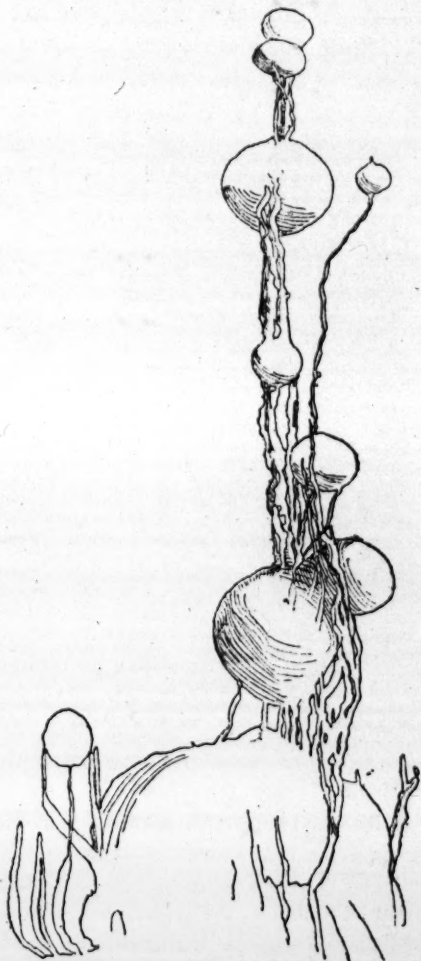


Fig. 2. Osmotische Gebilde mit endständigen sphärischen Formen.

oft beschriebenen Mechanismus wieder, Anlötung der Zellen aneinander und verschwinden der Zwischenwände.

Die Glomerulation oder Segmentation der Flüssigkeiten ist ein in der Natur sehr häufiges Phänomen; man beobachtet es in allen heterogenen Flüssigkeiten, und es hat zahlreiche Analogien in den Lebenserscheinungen, z. B. in der Segmentation des Vitellus. Auf dem Kongreß der A. F. A. S. (Cherbourg 1905) haben wir die für das Zustandekommen dieses Phänomens entscheidenden Bedingungen angegeben (sehr langsame Diffusionsbewegung) und wir haben eine physikalische, auf Intervention der Kohäsion gegründete Erklärung vorgeschlagen.

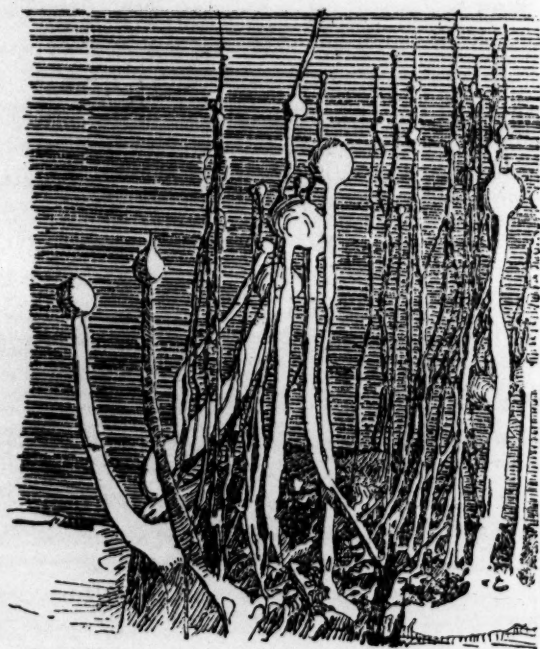


Fig. 3. Gestrüpp von osmotischen Kalkgebilden.



Fig. 4.

Dieses Phänomen läßt mit der Zeit in den Zytoden oder osmotischen Blasen Granula und Kerne entstehen, wonach die osmotische Zelle durch eine osmotische Hüllmembran, ein kolloidales Plasma und einen oder mehrere Kerne gebildet erscheint.

Wir haben hauptsächlich die osmotischen Kalkgebilde studiert, wegen der hervorragenden Rolle, die die Kalksalze bei Bildung des Skelettes der Lebewesen spielen.

Das Studium des osmotischen Wachstums ist besonders leicht mit einer folgendermaßen zusammengesetzten Flüssigkeit:

Wasser.....	1 l
Kieselensaures Kalium zu 33°	60 g
Alkalikarbonat, gesättigte Lösung	60 g
Alkaliphosphat gesättigte Lösung	30 g

Fast alle löslichen Salze bilden in dieser Flüssigkeit schöne Gewächse: getrocknetes Chlorkalzium, in Stückchen von etwa 5 mm Länge, bildet

verzweigte Gewächse, deren Höhe 40 cm erreichen und übertreffen kann. Die Höhe hängt sowohl von der Konzentration der Nährflüssigkeit als auch von der Masse des angewendeten Salzes ab.

Die Form der Gebilde hängt zwar in gewissem Sinne von der Natur der angewendeten Substanzen ab, viel mehr aber von der Art des in Kraft tretenden osmotischen Druckes; die Morphogenie des Wachstums ist äußerst empfindlich den Veränderungen des osmotischen Druckes gegenüber. Die beiden Champignonformen z. B., die wir hier reproduzieren, sind unter denselben Bedingungen von osmotischem Druck entstanden, die eine aus Magnesiumsulfat, die andere aus Chlorkalzium-Bruchstücken.

Das Wachstum ist um so rascher, die Stiele sind um so weniger verzweigt, um so grader und feiner, je konzentrierter die Lösungen sind, in der es vor sich geht. Es ist ein heikles, aber sehr interessantes Studium, nach Wunsch



Fig. 5.

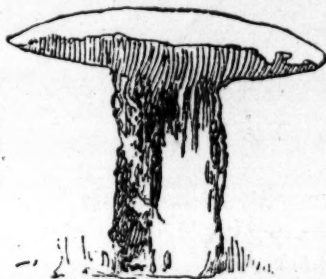


Fig. 6.

Osmotische Gebilde eines Bruchstückes von Chlorkalzium
in Gestalt eines Champignons.

die Formen des Wachstums durch Veränderungen im osmotischen Druck zu modifizieren. Läßt man das Wachstum unter starkem osmotischen Druck vor sich gehen, so erhält man Formen wie die in Fig. 1. Wenn man zuerst das Wachstum unter mittlerem osmotischen Druck vor sich gehen läßt, und dann diesen Druck herabsetzt, bewirkt man eine plötzliche Verdickung, die sphärische Endorgane ergibt, wie jene in Fig. 2; wenn das Wachstum nicht beendet ist, setzt es sich in der Lösung fort und die vorerst sphärischen Endorgane werden birnförmig, wie in Fig. 3 und 4. Man kann die Endorgane auch in Form von Champignonhüten wachsen machen (Fig. 5 u. 6). Wenn die Herabminderung des osmotischen Druckes eine plötzliche und bedeutende ist, können sich die Köpfe und Stiele vereinigen, an ihren oberen Enden aneinander anlöten; der Mechanismus dieser Lötung ist infolge der Herabsetzung des osmotischen Druckes oder vielmehr der Verdünnung der membranogenen Substanz leicht zu erkennen; es bildet sich um die Stielenden ein Exsudat, das ein kolloïdales Präzipitat hervorbringt; dieses Präzipitat verleibt sich die Enden ein und lötet sie aneinander an durch die Zunahme seiner Konsistenz und Festigkeit, — das Bild einer Koagulation, denn dieses Präzipitat geht sehr langsam durch alle Konsistenzstufen zwischen dem flüssigen und festen Aggregatzustand.

Osmotische Gebilde, die auf einer Flüssigkeitsoberfläche vor sich gehen, sehen ganz anders aus, siehe Fig. 7. Wir haben in früheren Artikeln über den Einfluß der chemischen Zusammensetzung der Nährflüssigkeit gesprochen und verschiedene Resultate gezeigt. Fig. 8 ist ein Gebilde, das in einer Kalziumnitrat enthaltenden Flüssigkeit wuchs.

Die Endorgane der osmotischen Gebilde bestehen gewöhnlich aus einer feinen Haut, einer kolloidalen Pulpa und einem Kern — siehe Fig. 9 —, sie sind demgemäß den meisten Pflanzenfrüchten analog gebildet.

Die Funktionen der verschiedenen Teile oder Organe der osmotischen Gebilde sind übrigens genau differenziert, siehe Fig. 10, die ein osmotisches



Fig. 7.



Fig. 8.

Gewächs darstellt, in dem die Endorgane eine andere Farbe haben als die anderen Teile, wodurch wir sehen, daß sie eine andere chemische Evolution durchgemacht haben.

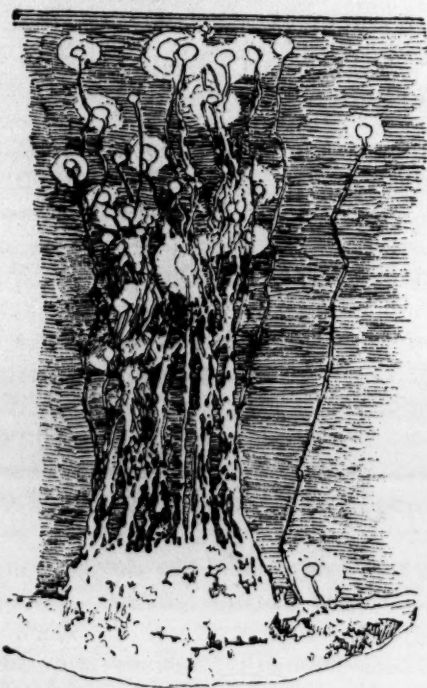


Fig. 9. Osmotische Gebilde mit Kerne enthaltenden Endorganen.

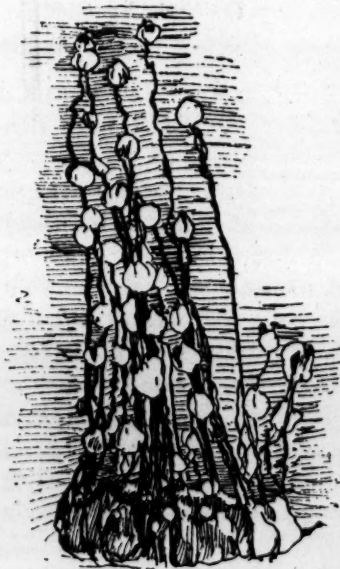


Fig. 10. Osmotische Gebilde, deren Endorgane anders gefärbt sind, als die übrigen Teile.

Unter gewissen Bedingungen osmotischen Druckes bildet amorphes Kalziumsalz Muschelformen (Fig. 11). Durch leichte Veränderung des osmotischen Druckes kann man Gebilde in Madreporenform erhalten (siehe Fig. 12).

Es ist augenscheinlich, daß die absorbierte Substanz durch ihre Assimilation mit dem Gebilde verändert wird; so bestehen die aus Chlorkalzium in Natriumkarbonat hervorgebrachten Gebilde aus einer Kalziumkarbonathülle, die eine Chlorkalziumlösung umschließt. Das Gebilde hat daher aus den ihm in der Nährflüssigkeit zu Gebote stehenden Substanzen gewählt. Es hat das Wasser und das Kohlen-Jon absorbiert, es hat das Natrium-Jon verschmäht. Endlich hat das Gewächs das Chlor-Jon ausgeschieden, das man in der Entwicklungsflüssigkeit findet, die es vorher nicht besaß.

Die Biologie nennt als Charakteristikum des Lebewesens die Reizbarkeit, d. h. die Fähigkeit, auf äußere Reize zu reagieren; aber in der heutigen Physik



Fig. 11. Osmotisches Gebilde mit kreisförmigen Reifen, wie man sie bei Muscheln sieht.



Fig. 12. Osmotische Gebilde in Form einer Madrepore.

sehen wir, daß auch in der anorganischen Welt kein Reiz ohne Reaktion besteht. Die osmotischen Gebilde reagieren auf alle äußeren Einflüsse, und es ist wahrscheinlich, daß Agentia wie Hitze und Licht usw. durch Vermittlung des osmotischen Druckes auf sie einwirken.

Auf der allgemeinen Versammlung der A. F. A. S. in Reims habe ich die Synthese der Perlmutterstruktur, durch Diffusion erzeugt, vorgeführt. Meine Präparate bestehen aus Streifen von Kalziumkarbonat und Kalziumphosphat in Gelatine. Ich hatte 5—800 Streifen etwa 1 mm weit voneinander entfernt. Diese Präparate rivalisieren, was Feuer und Farben anlangt, mit der natürlichen Perlmutter und der Perle. Wir waren auch imstande, in ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge die Formen und Bewegungen der Zellteilung durch Karyokinese zu reproduzieren.

Durch diese und ähnliche Experimente ist zwar nicht erwiesen, daß bei den Lebewesen analoge Phänomene durch denselben physischen Mechanismus hervorgebracht werden, aber sie beweisen, daß physikalische Kräfte, und

gerade jene, die überall bei den Lebewesen in Kraft sind, genügen können, durch Mechanismen, wie wir sie demonstriert haben, diese Phänome hervorzubringen.

Die Bedingungen des osmotischen Wachstums sind sehr einfache, und es erscheint nahezu unmöglich, daß in den ungeheuren vergangenen Epochen der Erde sie nicht zustande gekommen sind.

Die Geologie und die Paläontologie lehren, daß das Leben im Wasser entstanden sei, aber wir kennen jene ersten Zellen nicht, die das Zwischenglied zwischen dem Mineralreich und den Lebewesen bilden. Die ältesten Wesen, deren Reste man findet, haben schon eine komplizierte Organisation; sie stellen die Produkte einer langen Evolution früherer, einfacherer und gebrechlicherer Wesen dar, die zahllos geboren wurden und wieder verschwanden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Die heute glaubhafteste, am ehesten wissenschaftlich ernst zu nehmende und die experimentelle Forschung am meisten fördernde Hypothese besteht darin, anzunehmen, daß diese ephemeren Ahnen osmotische Gebilde waren, die man mittels des Experimentes wieder aufbauen könnte. Nichtsdestoweniger ist das Phänomen des osmotischen Wachstums Gegenstand eines unbegreiflichen Mißverständens. Zu

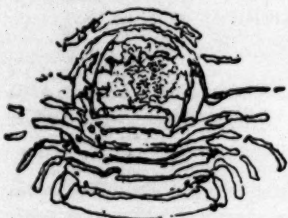


Fig. 13. Gegliederte Form durch Diffusion der Flüssigkeiten hervorgebracht.

Beginn 1907, nach der Mitteilung eines Akademikers, der meine Forschungen, was diesen Gegenstand anlangt, angriff, wurde meine Antwort mir mit dem Bedeuten retourniert, daß das Bureau der Akademie der Wissenschaften beschlossen hat, Berichte über meine Studien über das osmotische Wachstum nicht anzunehmen, da man nicht die Frage der spontanen Generationen aufwerfen wolle.

Wir sind heute nach 100 Jahren weniger in dieser Beziehung vorgeschritten als Lamarck, der übrigens nur von einem einzigen — Haeckel — genügend anerkannt worden ist.

Wenn wir die Resultate der Experimente über das osmotische Wachstum ins Auge fassen, können wir uns der Ansicht nicht enthalten, daß es das Kettenglied darstellt, das das organische Reich mit dem unorganischen verbindet.

In allen Biologien werden die Kristalle den Lebewesen verglichen; die osmotischen Gebilde haben aber mit diesen eine noch viel größere Analogie: die der Form, der Struktur, der Funktion. Die Form der osmotischen Gebilde erinnert beim ersten Anblick an die Formen der Vegetabilien, Algen, Schwämme und an die von Muscheln, Madreporen, niederen Tieren. Wie die Lebewesen sind die osmotischen Gebilde aus Kolonien von Bläschen oder Zellen gebildet, die durch osmotische Membranen voneinander getrennt sind; wie die Lebewesen haben sie eine Zirkulation; wie die Lebewesen nähren sie sich und wachsen durch Intussuszeption; wie die Lebewesen üben sie eine Selektion aus den ihnen gebotenen Substanzen aus und modifizieren sie, ehe sie sie assimilieren; wie die Lebewesen eliminieren sie einen Teil ihrer Substanz in dem Milieu, in dem sie sich entwickeln; wie die Lebewesen sind sie empfindlich gegen alle äußeren Reize, die ihre Entwicklung und ihre Formen in auffallender Weise beeinflussen. Sie sind daher den Lebewesen viel näherstehend als die Kristalle, und nachdem der Vergleich mit den letzteren von allen als berechtigt anerkannt wird, so ist es auch berechtigt und wissen-

schaftlich ernst zu nehmen, wenn wir die osmotische Gebilden zwischen die Kristalle und die Lebewesen einschieben.

Es ist nutzlos, darüber zu streiten, wie es geschehen ist — ob die osmotischen Gebilde Leben haben oder nicht, hat man doch noch nie eine Definition vom Leben gegeben, die eine strenge Trennung des Reiches des Lebens von dem der Minerale ermöglicht. Diese Trennung besteht nicht, und was die Grenze anlangt, haben die kompetentesten Gelehrten sich nie einigen können, um zu wissen, ob ihre Dokumente dem Reich des Lebens oder dem Mineralreich angehören.

Man hat eine absolute Trennung zwischen den osmotischen Gebilden und den Lebewesen durch folgende Erwägung aufzustellen versucht: Wenn infolge der Aufnahme von Wasser und gewisser Jone die osmotischen Gebilde sich entwickeln und wachsen, wird die chemische Zusammensetzung ihrer Substanz verändert und verändert sich fort in jedem Augenblick ihrer Entwicklung; während, wie man sagt, es die Haupteigenschaft der Lebewesen bildet, daß sie mit den absorbierten Substanzen eine der ihrigen identische aufbauen und eine chemisch unveränderliche Zusammensetzung sich erhalten.

Diese letztere, oft wiederholte Ansicht ist irrig: Ist doch die Substanz eines Greises nicht die eines Kindes. Der osmotische Druck, der das Leben des osmotischen Wachstums schafft, wird, sagt man, mit der Evolution desselben geringer; aber das Charakteristikon der jungen lebenden Zelle ist die Turgeszenz, der Ausdruck eines starken inneren osmotischen Druckes; das Charakteristikon der alten lebenden Zelle ist die Erschlaffung, der Ausdruck eines schwachen inneren osmotischen Druckes.

Wie die chemische Zusammensetzung der osmotischen Gebilde sich in jedem Augenblick ihres Bestehens verändert, so verändert sich auch die der Lebewesen, was die Altersinvolution ausmacht. Wäre es demnach nur in der Geschwindigkeit der chemischen und osmotischen Veränderungen, in der wir den Unterschied zu suchen haben? Aber gewisse osmotische Gewächse, die sich während mehrerer Wochen entwickeln, haben eine viel längere Lebensdauer als viele Lebewesen.

Die Erwägungen, die angeblich zu einer gegenteiligen Ansicht drängen, lassen hingegen gerade die Knappheit der Analogie hervortreten und ihre Nützlichkeit, denn sie suggeriert physikalische Gründe als Ursachen der Altersinvolution — eine neue Richtung, in der sich unsere Experimente fortentwickeln können.

Bei unserer Unwissenheit über die Vorgänge in den Flüssigkeiten, die wir vor Augen haben, ist es klar, daß wir noch weniger über die Vergangenheit wissen, in der es so verschiedenerlei physiko-chemische Bedingungen gab. Was wissen wir heute von den physiko-chemischen Erscheinungen in den Tiefen des Meeres? Es ist möglich, daß noch jetzt dort die Genesis des Lebens aus dem Mineralreich entsteht.



JOSEPH DURIEU, PARIS, PROFESSOR AM COLLÈGE LIBRE DES SCIENCES SOCIALES: DIE SOCIÉTÉ DE LA SCIENCE SOCIALE UND IHRE METHODEN EXAKTER FORSCHUNG.



IE neuen Wissenschaften entstehen unter dem Einfluß neuer Bedürfnisse; die chemischen, physikalischen und anderen Naturwissenschaften verdanken ihr Dasein den Bedürfnissen der modernen Industrie und den Problemen, die letztere den Forschern gestellt hat. Aber diese moderne Industrie hat auch soziale Fragen aufgerollt, die in der Gegenwart zahlreicher und verwickelter sind denn je, und hat die Ausbildung einer Sozialwissenschaft bedingt, welche wir als die jüngste unter den Wissenschaften ansprechen.

Frédéric Le Play hat als erster versucht, für die sozialen Vorgänge eine ebenso exakte Methode der Forschung zu finden, wie man sich deren in den andern Zweigen menschlichen Wissens bedient.

Als er im Jahre 1829 die „École des Roches“ verließ, verkündete er bereits seine Überzeugung, daß die sozialen Phänomene zum Gegenstand einer Wissenschaft werden könnten und daß diese Phänomene nur durch eine neue soziale Beobachtungsmethode vollständig zu ergründen seien.

Dem Dienste seiner wunderbaren Anschauung widmete er sein ganzes Leben, und als er, zwanzig Jahre später, in seinem berühmten Werke über die europäischen Arbeiter das Ergebnis seiner Beobachtungen lieferte, trat er abermals dieselbe Meinung, indem er schrieb: „Heute noch widerspricht man sich ebenso über die Organisation der Arbeit, des Eigentums, des Verkehrs, wie vergangene Jahrhunderte sich über das Phlogiston, die Verwandlung der Metalle, den Stein der Weisen u. s. f. widersprochen haben: Wie diese klassischen Streitfragen werden auch die heute geführten Diskussionen unter dem Einfluß der Erfahrungsmethode unwiderbringlich erlöschen.“

Es gibt keine Wissenschaft ohne Methode, und der Wert der Wissenschaft hängt von dem Wert der Methode ab. Die von Frédéric Le Play in seinen Beobachtungen befolgte Methode ist in der Sozialwissenschaft unter dem Namen „Budgetmethode“ bekannt. Sie umfaßte zuerst nur das Budget der in Betracht gezogenen Familien; da aber viele bedeutende Tatsachen außerhalb dieses Rahmens liegen blieben, vervollständigte sie Le Play in späterer Zeit mit Vorbemerkungen, in denen die Lage der einzelnen Mitglieder der beobachteten Familie geschildert wurde, sowie mit „Noten über die wichtigen Tatsachen sozialer Organisation und über bemerkenswerte Eigentümlichkeiten und endlich mit Würdigungen und Schlußsätzen“.

Freilich konnte Le Play, der durch eine seltene Beobachtungsgabe und eine vieljährige Erfahrung die Mängel dieser Methode auszugleichen wußte, damit recht gute Erfolge haben; aber als sein Verfahren von seinen Schülern angewendet wurde, mußten bald einige von ihnen bemerken, daß dieses keine genügende Genauigkeit bot und sich in den Händen der verschiedenen Beobachter unregelmäßig bewährte. Es war bloß der erste Versuch einer wissenschaftlichen Methode.

Bei der Unzulänglichkeit seines Verfahrens beging auch Le Play manche erhebliche Irrtümer, infolge deren seine Werke gewissermaßen nur noch

ein historisches Interesse für uns haben, wie etwa diejenigen Lavoisiers für die Chemiker.

Trotz alledem bleibt es Le Plays unbestreitbares Verdienst, daß er bahnbrechend gewirkt hat, und man darf behaupten, daß bei seinem Tode die Sozialwissenschaft begründet war.

Die Tourvillesche Methode.

Dem vor einigen Jahren hingeshiedenen Henri de Tourville, dessen Verlust wir heute noch beklagen, gehört der Ruhm, Le Plays Methode durch die Einführung der *Nomenklatur* (1886) vervollkommen zu haben.

Dieses analytische Werkzeug ist mit einem mehrfachen Sieb zu vergleichen, mittelst dessen man die verschiedenen Elemente einer Gesellschaft so voneinander abzusondern vermag, daß sie zu einzelnen Studienobjekten werden können und dadurch alle von ihnen erlittenen oder ausgeübten Einwirkungen feststellbar sind. Nach dieser getanen Arbeit geht die Vergleichung der Tatsachen miteinander sowie ihre Klassifizierung leicht vonstatten. Die Nomenklatur erlaubt also, die sozialen Vorgänge den drei wesentlichsten Verfahren der Beobachtungswissenschaften, Analyse, Vergleichung und Klassifizierung, zu unterwerfen.

Die Nomenklatur teilt die sozialen Phänomene in 25 große Tatsachenpunkte ein, die wiederum in 326 Elemente zerfallen. Hier werde ich mich beschränken, bloß auf die 25 großen Abteilungen, sowie auf ihre Verkettung miteinander einzugehen.

1. Den ersten Tatsachenpunkt, den der Beobachter ins Auge zu fassen hat, bildet alles, was den *physischen Ort* ausmacht: Boden, Unterschicht, Luft, Flora, Fauna usw. Dabei muß der Forscher sich immerfort fragen: Welche Rückwirkung übt jedes dieser Phänomene auf alle andern Punkte sozialer Tatsachen und besonders auf den nächstliegenden? Denn die 25 Punkte der Nomenklatur sind nach der Reihe geordnet, in der die Phänomene sich meistens auseinander erzeugen. Der Ort ist gleichsam die tönernen Form, wodurch die Gesellschaft ihre Gestalt bekommen wird. Er muß also zuerst erforscht werden.

2. Der zweite Punkt umfaßt die *Handarbeit des Menschen*, d. h. alle Verrichtungen, durch die der einzelne sich die Hilfsquellen des Ortes zunutze macht; die verschiedenen Verfahren bei der Arbeit hat die Sozialwissenschaft in vier Sektionen geordnet, je nachdem der Mensch oder die Natur bei der Gütererzeugung am meisten beteiligt ist. Diese vier Sektionen sind:

a) die *einfache Ernte*: wenn der Mensch bloß die von der Natur selbsttätig gebotenen Produkte einsammelt;

b) die *Gewinnung*: wenn der Mensch Sorge trägt, den Ort zu ändern, um auf die Gütererzeugung persönlich einzuwirken;

c) die *Fabrikation*: wenn er die geernteten Gegenstände verarbeitet, um sie dem Gebrauche anzupassen;

d) endlich der *Transport*: wenn er diese Gegenstände von einem Ort zum andern befördert.

Für den Menschen ist die Arbeit gewissermaßen eine Ergänzung des Ortes; sie ist die Tätigkeit, durch die er sich mit letzterem in Verbindung setzt. Dieser Tatsachenpunkt steht also in engem Zusammenhang mit dem vorigen.

3.—6. Das Eigentum. — Die Sozialwissenschaft erkennt den innigsten Zusammenhang zwischen Arbeit und Eigentum. Je nachdem, welcher Arbeit der Mensch sich hingibt, gestaltet sich dasselbe verschieden. Eine Veränderung des einen Phänomens bedingt auch eine Modifizierung des andern.

Die hauptsächlichste Form des Eigentums ist der Grundbesitz. Doch zählt die Sozialwissenschaft noch drei andere Eigentumsformen: den Besitz an beweglichen Dingen, den Lohn, die Ersparnisse. Sie bilden den vierten, fünften und sechsten Tatsachenpunkt.

Ort, Arbeit und Eigentum liefern der Gesellschaft die für den materiellen Unterhalt erforderlichen Stoffe; sie können auf den gemeinsamen Nenner „Existenzmittel“ gebracht werden.

Aber die verschiedenen Arbeiten verlangen eine Gruppierung der Menschen nach bestimmten Regeln, die allgemein anerkannt werden müssen, sollen diese Gruppen und damit die Gesellschaft selbst sich nicht auflösen. Die Erziehung befähigt die Menschen zur Soziabilität. Der Familie obliegt die Erziehung.

Wir haben den 7. Tatsachenpunkt vor uns.

Die Familie erhält durch Vererbung die Kontinuität der Generationen aufrecht, sie gibt der Rasse ihre Charakteristika und gestattet ihr also, ihre Existenzmittel auf die ihr eigentümliche Weise zu organisieren. Hierzu erleidet das Kind vom zartesten Alter an das Reglement der Autorität.

Diese Erziehung erfolgt durch die Bewegung eines unveränderlichen Mechanismus, der von der Nomenklatur angegeben ist.

Da die Organisation der Familien von der Arbeit ihrer Mitglieder abhängt, kann man hier den engen Kontakt zwischen den geistigen und den materiellen Phänomenen am besten erkennen, der die Gesellschaft zusammenhält.

Endlich prägt die Familie die Lebensweise; und diese bildet den achten Tatsachenpunkt.

8—12. Die Lebensweise ist das Gegenstück zu den Existenzmitteln und umfaßt fünf Unterabteilungen: Nahrung, Wohnung, Kleidung, Hygiene und Erholungen. Es folgen dann normalerweise:

13. Die Lebensphasen. — Darunter sind die Störungen der Lebensweise im Guten und Bösen zu verstehen: die Geburts- und Todesfälle, Ortsveränderungen, Dienstentlassungen, Krankheiten usw.; welche Ereignisse im allgemeinen die Arbeiterfamilie unvorbereitet treffen.

Bei den meisten broterwerbenden Familien zeigt sich nämlich ein erstaunlicher Mangel an Vorsicht, so daß sie bei den verschiedenen Störungen fremder Hilfe bedürfen.

14. Das Patronat ist die gesamte Tätigkeit, durch welche die Arbeiterfamilien von den Arbeitgeberfamilien unterstützt werden. Zu diesem Zweck braucht die leitende Familie den Beistand einer Reihe von Fachgruppen, die als die Hilfsgegnossen des Patronats zu betrachten sind. Letztere finden sich im Handel, in der Geistesbildung und in der Religion.

Es existieren dann in jeder Gesellschaft eine Anzahl von über der Familie stehenden Gruppen, die ich hier bloß aufzählen will.

15. Die Nachbarschaft, eine zwanglose Gruppe, die nur auf der Nähe der einzelnen Heime und auf den verschiedenen, von der Sitte auferlegten Verpflichtungen beruht.

16. Die Innungen, eine Gruppe, die, viel enger als die vorige, bestimmte und ausdrückliche Verpflichtungen in sich schließt.

17.—21., d. s. die Gruppen des öffentlichen Lebens, die nicht mehr der Privatinitiative überlassen, sondern auf einen Zwang gegründet sind: nämlich die Gemeinden und Gemeindeverbände die Großstadt, der Landstrich, die Provinz und der Staat.

Wir sind also von dem einfachsten, kein anderes voraussetzenden Phänomen, dem Orte, zu dem kompliziertesten, dem Staate, übergegangen; wir haben die Rasse in ihrer nationalen Umgebung studiert. Mit ihrer Betrachtung außerhalb dieser Umgebung beschäftigen sich die vier letzten Punkte.

22. Die Ausbreitung der Rasse. — Hier wird alles erforscht, was sich auf Auswanderung und Kolonisation bezieht.

23. Das Ausland, d. h. die Wirkung der fremden Länder und Völker auf die Rasse.

24. Die Geschichte der Rasse, die zur Erklärung gewisser früheren Vorgänge, deren Einfluß sich noch fühlbar macht, unerlässlich ist.

25. Die Rangstufe der Rasse. — Jetzt ist es in der Tat dem Beobachter möglich, der Gesellschaft, die er erforscht hat, die er in allen ihren Teilen kennt, weil er sie sozusagen seziiert hat, einen Rang anzuweisen.

Die Anwendung der Methode.

Abgesehen davon, daß die Budgetmethode nicht die Möglichkeit gibt, alle Tatsachen sicher aufzunehmen, ist sie noch besonders mangelhaft, insofern sie dieselben durcheinander verzeichnet, ohne daß man ihre Wechselwirkungen beobachten kann. Darum hat sich Le Play in den voreiligen Schlußfolgerungen, die er ziehen zu dürfen glaubte, meistens geirrt, und was bedenklicher ist: sich in der öffentlichen Meinung geschadet, die ihn für den Erfinder eines rein aprioristischen Systems nahm, dem nichts zugrunde läge als die Phantasie des Autors. Diese Vorstellung veranlaßte diejenigen, denen die echt wissenschaftliche Seite von Le Plays Methode entging, dieselbe gänzlich zu verwerfen. Bei Le Play waren Analyse und Synthese nicht vereint, und das Band zwischen seinen Beobachtungsergebnissen und seinen Endideen existierte bloß in seiner Anschauung, die letzteren können nicht als notwendige Schlüsse aus ersteren abgeleitet werden.

Der große Fortschritt, den die Tourvillesche Nomenklatur ermöglichte, war eben die gewissermaßen mechanische Bestimmung der verschiedenen Wechselwirkungen der Phänomene.

Diese Rückwirkungen enthalten Gesetze, deren Feststellung das eigentliche Ziel unserer Wissenschaft bildet.

Ein Beispiel mag die Tourvillesche Vorgangsweise demonstrieren. Nehmen wir an, der Einfluß der Steppe der asiatischen Hochebene auf deren Bevölkerung sei zu untersuchen.

Wir werden diesen Ort durch das Sieb der Nomenklatur sichten, d. h. wir werden ihm die verschiedenen Klassen nacheinander entgegenstellen und uns jedesmal fragen: Welches sind die Wechselwirkungen dieser Phänomene und derjenigen, die der in Betracht gezogene Punkt umfaßt.

Das hier gewählte Beispiel ist besonders einfach, denn im vorliegenden Falle haben wir Rückschläge nur in einer Richtung. Der Mensch vermag auf das Steppenerdreich nicht einzuwirken; infolge dessen werden wir bloß die Wirkung des Ortes selbst auf die sozialen Phänomene zu ergründen haben.

1. *Wirkung auf die Arbeit.* — Dieser Ort besteht, wie gesagt, aus Steppen, die wegen der Höhe und der Dürre unveränderlich sind, und bedingt bei seiner Bevölkerung das Gewerbe des Hirten, sowie Hausfabrikation aller nötigen Gegenstände, da die Familien in ihrer Abgeschlossenheit für alle ihre Bedürfnisse allein aufkommen müssen.

2. *Wirkung auf das Eigentum.* — Das dem Ort entsprechende Nomadentum der Menschen verlangt seinerseits kollektives Grundeigentum, da das freie Durchgangsrecht den Nomaden nützlicher ist als der dauernde Besitz an Boden. Derselbe ist ihnen nur wertvoll für die Frist ihres Bleibens. Sowie sie ihre Zelte abbrechen, überlassen sie die Stelle denjenigen, die sie zu besetzen wünschen.

3. *Wirkung auf die Familie.* — Die Steppe ergibt einen ganz eigentümlichen Familientypus, der in der Sozialwissenschaft als der rein patriarchalische und aus den Ortseinflüssen direkt entsprungene bezeichnet wird. Die Leichtigkeit, mit der neue Zelte sich neben den alten erheben, sowie der Vorteil, zahlreich zu sein, um die Herden zu treiben und zu verteidigen, haben eine Erweiterung der Familie zu einer oft mehrhundertköpfigen zur Folge.

4. *Wirkung auf das öffentliche Leben.* — Aus der Isolierung der Steppe und aus der Beweglichkeit der Familien, die außerdem wenig in Berührung miteinander kommen, erklärt sich das Fehlen irgend-einer Staatsgewalt. Keine Gewalt geht über die des Patriarchen, der die Funktionen des Vaters, Arbeitgebers, Priesters, Richters, Anführers u. s. w. in sich vereinigt.

5. *Wirkung auf die Ausbreitung der Rasse.* — Die durch den Ort bedingte Gewohnheit nomadischen Lebens und der Besitz von Pferdeherden haben von jeher die Ausbreitung der Nomaden ungemein erleichtert: Daher die großen Wanderungen, von denen die Geschichte berichtet und die aus lauter ganzen Familien bestanden, denn die patriarchalische Organisation veranlaßt die Individuen, sich eng der Familiengruppe anzuschließen.

Bei eingehenderer Analyse würde man dann noch viele andere Rückwirkungen aufdecken.

Wenn wir nun das Vorhergesagte kurz zusammenfassen, sehen wir, daß der studierte Ort eine Bevölkerung ergibt, die folgende Charakteristika aufweist:

1. Fast ausschließliche Gütergemeinschaft; 2. Nivellierung der Persönlichkeit und mithin Unfähigkeit persönlicher Unternehmung, Kraftausnützung und individueller Initiative; 3. als Folge, der niedere Rang der Hirtenvölker.

Alles das rührt von der Tatsache her, daß der Ort ausschließlich Gras hervorbringt.

Dies ist ein höchst einfaches Beispiel einer sozialen Studie nach der Tourvilleschen Methode; im allgemeinen sind die Rückwirkungen nicht wie hier einseitig, sondern es vollziehen sich meistens Wechselwirkungen von Phänomenen in unerwarteten, komplizierten Kombinationen. Ohne ein sehr präzises Instrument kann dieser Knäuel nicht entwirrt werden und dem Altmeister Le Play selber ist der Versuch fast immer mißlungen. Mit der Methode aber, die wir Henri de Tourville verdanken, können wir in den meisten Fällen des Erfolges sicher sein.

Die Phänomene müssen zuerst sorgfältig voneinander abgesondert und in die verschiedenen Klassen der Nomenklatur eingereiht, dann einzeln auf die Frage hin geprüft werden, welche Wirkungen sie in Beziehung zu den übrigen sozialen Phänomenen ausüben oder erleiden. Ohne die Nomenklatur würde diese Aufgabe unmöglich erscheinen; dank ihrer Hilfe wird sie ein Leichtes.

Diese Zusammenhänge zwischen Ursachen und Wirkungen werden von der Wissenschaft einregistriert und können, wenn mehrmals bestätigt, als Gesetze gelten.

Die Sozialwissenschaft hat bereits mehrere Tausende solcher Rückschlüsse festgesetzt und unserer Meinung nach sollte von nun an jeder wissenschaftlich gebildete Geist folgende zwei Schlüsse gelten lassen.

1. Da die sozialen Phänomene, unabhängig vom menschlichen Willen, und aus der Natur der Dinge selbst heraus, aufeinander zurückwirken, können diese Phänomene zum Gegenstand einer Wissenschaft werden.

2. Da wir eine strenge Methode zu handhaben imstande sind, um diese Rückschlüsse zu analysieren, zu klassifizieren und zu erklären, ist eine Sozialwissenschaft bereits geschaffen, die ebenso berechtigt ihren Namen trägt und dieselbe spezifische Beschaffenheit aufweist wie die anderen Wissenschaften.

Das Repertorium der sozialen Rückschlüsse.

Zur „Nomenklatur“ des Henri de Tourville ist das „Repertorium der sozialen Rückschlüsse“ hinzugekommen, das letzte Werk, das uns der geistreiche Edmond Demolins vor seinem Tode schenkte.

Das Repertorium entspricht jenem Verlangen nach einer Synthese, das in allen Zweigen menschlichen Wissens empfunden wird, sobald die Anhäufung der Ergebnisse den Gesichtskreis zu verdunkeln droht und die neuen Beobachter in Gefahr bringt, im Fortgang ihres Forschens schon Gewonnenes ahnungslos zu wiederholen, oder sie in Verlust des lebendigen Kontaktes mit dem Schaffen ihrer Vorgänger einer notwendigen Selbstkontrolle beraubt.

Das Repertorium der sozialen Rückschlüsse, das sich fortwährend mit neuen Entdeckungen bereichert, gestattet, immer mit dem Gegenwartsstand der Wissenschaft vertraut zu bleiben. Mittelst des Repertoriums können alle schon errungenen Dokumente leichtlich nachgeschlagen werden, obgleich sie das Ergebnis von fünfzig bis sechzig Bänden über „die europäischen Arbeiter“, „die Arbeiter der alten und der neuen Welt“ und „über Sozialwissenschaft“ bilden und darin verstreut sind.

Dieses Repertorium enthält 1. die Angabe jedes Rückschlusses, 2. die ihn erklärenden Ursachen, 3. Hinweise auf die sie konstatierenden und rechtfertigenden Texte.

Da die Klassifikation mit der Nomenklatur übereinstimmt, kann man sich mühelos darin zurechtfinden.

Durch diese Klassifikation stehen die gleichartigen Rückschlüsse nebeneinander und kontrollieren einander fast automatisch. Wenn sie sich wiederholen, so bekräftigen sie sich wechselseitig. Sind sie aber widersprechend, so können zwei Fälle vorkommen: entweder liegt ein Irrtum vor, der berichtigt werden muß; oder es handelt sich um einen neuen Umstand, den der Forscher aufzudecken hat. Und derart vollzieht sich ja der Werdegang aller Wissenschaften.

Wie die sozialen Gesetze aufgestellt werden.

Das Ziel der Wissenschaft ist die Aufdeckung der den Phänomenen zugrunde liegenden Gesetze. Dank der Nomenklatur und dem Repertorium, resp. der Analyse und der Vergleichung, wird die Festsetzung der sozialen Gesetze gewissermaßen mechanisch. Eine Rückwirkung erhebt sich zu einem Gesetze, wenn sie sich infolge der Arbeiten verschiedener Beobachter widerspruchlos im Repertorium sehr häufig wiederholt, was leicht zu konstatieren ist, da alle dieselbe Klasse betreffenden Rückschläge sich Seite an Seite reihen.

Nachstehend geben wir fünf Gesetze, die sich aus den in der Klasse der Geistesbildung festgestellten Übereinstimmungen ergeben.

1. Das Hirtenwesen erzeugt in den Geistern einen Hang zum Grübeln, zur Abstraktion.

In allen bis jetzt beobachteten Steppenländern, in Mittelasien, in Arabien, in der Sahara, in Osteuropa, wird immer wieder konstatiert, daß die leichte Arbeit und die langen Mußestunden in der Einsamkeit den Hang zur Träumerei, zum Nachdenken, zum Abstrahieren, zu religiösen Betrachtungen entwickeln.

Man ist also berechtigt, als Gesetz aufzustellen, daß das Hirtenwesen notwendigerweise gerade diese Geistesart zeitige. Dies Gesetz erklärt die außerordentliche Entwicklung der Religionen und philosophischen Systeme im ganzen Orient, dessen Völker von Hirten stammen.

2. Die Obstlese gibt dem Geiste Leichtigkeit und eine Neigung zum flüchtigen Improvisieren, sie entwickelt die Redefertigkeit.

Wohl erfreuen sich die verschiedenen Völker der polynesischen Inseln, die hauptsächlich von der Obstlese (Bananen, Kokosnüsse, Brotfrucht usw.) leben, ebenfalls der Freiheit und der Muße, aber ohne die Einsamkeit der Steppe, denn sie leben in Dörfern. Ihre Muße widmen sie geselligen Zusammenkünften mit endlosen Gesprächen und Reden, die dem Geiste eine sehr große Lebhaftigkeit verleihen und eine außerordentliche Improvisationsgabe, sowie ein merkwürdiges Talent in betreff der Richtigkeit der Ausdrücke entwickeln. Auch die Bewohner von Korsika, die zum großen Teil ebenfalls von der Obstlese leben, improvisieren in Versammlungen, bei Begräbnissen usw., und ihre „Voceri“ haben gewisse Ähnlichkeit mit den obenerwähnten Reden der Polynesier. Ebenso sind die Südfranzosen, deren Land Öl- und Obstbäume im Überfluß besitzt, außerordentliche Redner und vortreffliche Improvisatoren; in den politischen Versammlungen Frankreichs sind sie zahlreich genug anzutreffen.

3. Wenn den Hirtenvölkern oder den Obstlesern wohlhabende, städtische Elemente sich zugesellen, erhält die literarische Produktion einen starken und mannigfaltigen Impuls.

Im alten Griechenland, wo das Hirtenwesen in den Bergen und die Obstlese in den Tälern zu gleicher Zeit existierten, fand man beide Fähigkeiten miteinander verbunden, nämlich die der Abstraktion (berühmte und zahlreiche philosophische Schulen) und die der Improvisation (Akademie, Peripathetiker, sokratische Methode, Platos Dialoge, die berühmten Redner).

Aber es fehlte auch nicht ein höheres Element: die von den Bergen stammenden kriegerischen Herrscher (die ganze Reihe der Götter, Halbgötter und Heroen), die in ihren Taten epischen Stoff lieferten (Ilias, Odyssee usw.)

Dann sehen wir die reichen Handelsherren zur Herrschaft gelangen (Entwicklung des städtischen Lebens und des Reichtums). Diese werden zu Beschützern der Kunst und tragen dazu bei, die seltenen und mannigfaltigen Geistesanlagen, die diesem Zusammentreffen von Umständen ihre Entstehung verdanken, noch weiter und bis zu einem einzig dastehenden Punkte zu entwickeln.

Dieses Gesetz wird übrigens noch durch eine Gegenprobe bestätigt. Denn zwei von diesen Elementen, die kriegerischen Herrscher und der Großhandel, sind im modernen Griechenland verschwunden. Und es hat sich gezeigt, daß das geistige und literarischen Leben zu gleicher Zeit eine entsprechende Verdunkelung erlitt.

4. Die ausschließliche Entwicklung des Ackerbaues lenkt den Geist von der literarischen Produktion ab.

Wenn der Ackerbau zur Hauptarbeit wird, gehen das literarische Schaffen wie auch alle andern geistigen Betätigungen in entsprechendem Maße zurück. Dies war für die alten Römer unter der Republik der Fall; ein Volk von Bauern (siehe Cato). Es galt für Gallien, als die fränkischen Herren ihre Landgüter in Besitz genommen hatten (Lehnwesen, „geistige Nacht“ des Mittelalters); für Großbritannien, wo wir nach Ansiedlung der sächsischen Kleinbauern erst im 14. Jahrhundert literarischen Produkten in englischer Sprache begegnen (Chaucer, der übrigens normännischer Herkunft ist).

Dieser ungünstige Einfluß des Ackerbaus wird noch durch andere, übereinstimmende Erweisungen erhärtet: Nur allmählich und nur unter dem Einfluß von dem Hirten- und Lesertum entsprossenen Völkern konnten diese ackerbauenden Völker sich literarische Fähigkeiten erwerben.

So brauchten die Römer die Griechen (Überflutung Roms durch griechische Grammatiker und Pädagogen), obwohl sie sie verachteten. Die Franken lernten von den Kelten — ehemaligen Hirten — (bretagnische Träumereien, Barden, Romane der Tafelrunde, bretagnischer Zyklus; keltische Literatur voll sentimentaler, poetischer Schwärmerei und religiöser Gedanken: Châteaubriand, Lamennais, Brizeux, Renan, Jules Simon u. a. m.) und von den Südfranzosen, die ebenfalls unter dem Einfluß des Hirtenwesens und der Obstlese standen (romanische Dichtung, Troubadours, Lieder, Minnagedichte); die Sachsen erwarben ihre literarischen Fähigkeiten unter dem Einfluß der Kelten und Franzosen, als diese, durch südlichen Einschlag, abermals latinisiert worden waren. Übrigens ist die sächsische Literatur nur äußerst langsam gewachsen und hat das Gepräge ihrer bäuerlichen Herkunft immer behalten: Geschmack, Maß und Regelschönheit sind in ihr wenig entwickelt, aber sie besitzt Ursprünglichkeit und Kraft; die Anlage zur Abstraktion, zu den allgemeinen Ideen ist gering; die Philosophie selbst bleibt praktisch.

5. Die intellektuelle und literarische Überlegenheit ist kein Zeichen der sozialen Überlegenheit.

Diese Folgerung ergibt sich augenscheinlich aus den drei vorhergehenden Gesetzen. Tatsächlich sind alle Völkerschaften, die in geistiger Entwicklung günstigen Naturverhältnissen lebten, in sozialer Hinsicht durch weniger begünstigte Elemente verdrängt und beherrscht worden. Die aus dem Hirtenwesen entsprossenen Bevölkerungsschichten bilden den Grund-

stock der im Rückstand gebliebenen Völker des Orients. Die geistig so hoch stehenden, so gebildeten Griechen wurden von den schwerfälligen römischen Bauern unterjocht. In England verdrängten die sächsischen Kleinbauern die Normannen. In Frankreich, obgleich der Süden den viel lebhafteren Geist aufweist, sind die Nordfranzosen das ernstgenommene, weil zuverlässigere soziale Element.

Dieses Gesetz erklärt sich aus der Tatsache, daß hemmungslose geistige Auslebung wohl zu intellektueller Blüte führt, zur sozialen Überlegenheit aber die Fähigkeiten persönlicher Kraftanstrengung und intensiver Arbeit unerläßlich sind.

Die soziale Klassenordnung.

Außer dem Repertorium, von dem ich soeben einen Auszug gegeben, hat uns Edmond Demolins eine Klassenordnung der menschlichen Gruppen hinterlassen.

Er teilt alle Völker nach zwei großen Grundprinzipien in:

1. kommunistische und
2. in partikularistische Völker ein.

Die erste Gruppe überwiegt im Orient und erklärt uns dessen Sterilität; die andere bevölkert den Okzident und hat die moderne Zivilisation erzeugt.

Die Folgerungen der Sozialwissenschaft sind zweierlei Art: wissenschaftlich und praktisch.

1. Die Sozialwissenschaft ändert den Gesichtspunkt für die meisten unserer Kenntnisse. Dies geschieht für die Geologie, die Pflanzen- und Tiergeographie, für die Naturwissenschaften überhaupt, die durch Feststellung des sozialen Einflusses, den die von ihnen erforschte physische Umgebung ausübt, eine höhere Bedeutung erlangen; für die Pädagogik, die durch Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten sozialer Bildung eine neue Basis erhält; für die physikalischen und chemischen Wissenschaften, die sich uns als die Folgen der neuen Bedürfnisse unseres sozialen Zustandes erweisen; für die Kunst, die eine direkte Resultante der Umgebung ist; für die Philosophie, die weniger ein Ausfluß des menschlichen Gehirns als ein Produkt der verschiedenen sozialen Milieus ist; für die Erkenntnis der politischen Staatsformen, zu deren Einführung und besonders zu deren Erhaltung die Laune eines Gesetzgebers nicht ausreicht usw.

2. Ferner besitzt die Sozialwissenschaft einen praktischen Wert, indem sie zeigt, wie ein jeder zur Überlegenheit in seinem Berufe gelangen kann. Die soziale Krise der Gegenwart ist nämlich die Folge der verschiedenen, die einzelnen Berufe betreffenden Krisen. Jeder Beruf muß also einzeln studiert und dann in seinen Beziehungen zur gegenwärtigen Lage betrachtet werden.

Es gibt eine Krise im Erziehungswesen, denn dasselbe entspricht nicht mehr den heutigen Bedingungen des sozialen Lebens.

Es gibt in der Landwirtschaft eine Krise, und diese kommt daher, daß die Landwirte ihre Methoden nicht geändert haben, wie sie es doch mit Rücksicht auf die neue Tatsache der Transportmöglichkeiten tun müßten.

Es gibt in der Industrie Krisen, weil die alten Produktionsweisen nicht zu den neuen wirtschaftlichen Notwendigkeiten passen.

Die arbeitende Bevölkerung erduldet eine Krise, die aus diesen Wandlungen des gewerblichen Lebens hervorgeht. Hiernach verelenden die Untüchtigen, indes die Tüchtigsten um so höher hinaufkommen. Das Problem besteht also in der Erzeugung des tüchtigsten Arbeiters.

Es gibt in der Kirche eine Krise, deren Symptom uns in einer Abnahme des sozialen Einflusses der Religionen entgegentritt. Im Interesse des Klerus liegt es, die Ursachen dieser Krise kennen zu lernen.

Es gibt in der französischen Verwaltung eine Krise, die von der wachsenden Anzahl der Staatsbeamten und von der immer weiteren Ausdehnung ihrer Befugnisse herrührt. Hier kommt es darauf an, zu ergründen, wie die Völker verfahren, die unter dem Regime der administrativen Dezentralisation und Selbstverwaltung groß werden.

Es gibt im Heereswesen eine Krise, die durch den Übergang vom System der kleinen Berufsheere, zu dem des „Volks in Waffen“, hervorgerufen worden ist.

Es gibt in der französischen Politik eine Krise, die sich in der Erhöhung der Steuern und der Staatsschuld, sowie in der übermäßigen Einflußnahme der Politiker äußert.

Diese Beispiele genügen, um die mannigfaltigen Formen zu zeigen, welche die jetzige soziale Krise annimmt, und deren Studium durch methodische Analyse und vergleichende Beobachtung von höchster Wichtigkeit sein dürfte.

* * *

So gibt uns die Sozialwissenschaft die Möglichkeit, die vielfältigen Ursachen sowohl des Wohlstandes als auch des Verfalls der Gesellschaften zu bestimmen und nach und nach die nötigen Mittel zu entdecken, durch die dem Verfall zu steuern wäre. Da sie heute 75 Jahre kollektiver Arbeit hinter sich hat, darf die Sozialwissenschaft wohl ihre Stimme erheben und im Vertrauen auf die feste Grundlage all ihrer Beobachtungen jedem Widerspruch ruhig entgegentreten.



GRAF KARL V. KLINCKOWSTROEM, MÜNCHEN: VIRGULA DIVINA. EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER WÜNSCHELRUTE*).



AST allen abergläubischen Gebräuchen wohnt ein realer Kern inne, der, von einem Gewirre von Superstition und geheimnisvollem Zeremonienkram umwoben und verdunkelt, oft nur noch mit Mühe herauszuschälen ist. Besonders glücklich liegt dieser Fall bei der Wünschelrute, die nunmehr auf dem besten Wege ist, ihr mystisches Gewand mit dem reinlicheren der exakten wissenschaftlichen Forschungsmethode zu vertauschen. Lange hat das Dunkel magischer Divination, das

*) Eine Besprechung der bedeutendsten Schriften über die Wünschelrute sowie der verschiedenen Erklärungsversuche habe ich in „Westermanns Monatsheften“, Febr. 1910, veröffentlicht, auf die ich verweisen muß. Hier sei hauptsächlich die weniger bekannte, aber nicht weniger wichtige Literatur besprochen. Ferner möchte ich an dieser Stelle auf meine Bibliographie der Wünschelrute hinweisen, die im Laufe dieses Jahres als Anhang einer Schrift des Herrn Dr. Ed. Aigner über diesen Gegenstand erscheinen soll, und damit gleichzeitig den Mangel an Quellennachweisen entschuldigen, die ich — schon wegen Raummangels — auf ein Minimum glaubte reduzieren zu dürfen.

die Rute so gut wie den Siebzauber oder den des Erbschlüssels in der Bibel und dergleichen umhüllte, die Männer der Wissenschaft abgehalten, das Phänomen einer ernsthaften Untersuchung zu unterziehen, und das Beispiel der wenigen, die es taten, und die darob in Acht und Bann erklärt wurden, wirkte nicht gerade ermutigend. Wir wissen aber heute, ganz gleichgültig, wie man sich zu den Erfolgen der Rutengänger stellen mag, daß das Phänomen nicht nur für den Folkloristen und Kulturhistoriker von Interesse ist.

Daß die Alten die Wünschelrute schon gekannt hätten, kann nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. Herodot spricht davon, daß die Skythen rhapsodische Künste getrieben hätten, eine Notiz, die ebenso gut andere Interpretationen rechtfertigt. Interessanter wäre eine Stelle bei Cicerone (de officiis, lib. I): „Si nobis omnia quae ad victum cultumque pertinent virgula ut aiunt divina, suppeditarentur.“ Vitruv erwähnt unter den Mitteln, unterirdisches Wasser oder Metalle aufzuspüren, nicht die Wünschelrute, und ebensowenig Plinius. Dagegen hat J. Grimm die Worte „wunscligerta, rüeteln“ = Wünschelrute bereits im Nibelungenliede und anderen gleichzeitigen Dichtungen nachgewiesen. Auch der im 13. Jahrhundert lebende Roger Bacon kannte die Wünschelrute, deren Phänomen er als naturalis proprietas ansprach.

Die älteren Schriftsteller, wie Basilius Valentinus (Anfang des 15. Jahrh.)*), Georg Agricola (1556), G. L. Löhneyss (1617), Elias Montanus (1618) und andere kennen die Rute nur als Mittel zur Metallmutung. Die erste Nachricht ihrer Anwendung zur Aufspürung von Quellen findet sich in einer Schrift von Cl. Galien (1630), in der er von der erfolgreichen Tätigkeit der Frau v. Bertereau, Baronin von Beau-Soleil, berichtet. Einige Jahre darauf, 1632 und 1640, veröffentlichte diese dann selbst mehrere Schriften, in denen sie für die Wünschelrute Propaganda machte.

Die Schriften, die im 17. Jahrhundert von der Rute handeln, sind von sehr verschiedenem Werte. Einesteils sind es magische Werke, die von der „Sympathie“ zwischen Rute und Metall den weitestgehenden Gebrauch machen, oder gar den Teufel und allerhand Dämonen zur Erklärung der Erscheinungen heranziehen, eine Theorie, die im Zeitalter der Hexenprozesse sehr plausibel erscheinen mußte und die noch um die Wende des 17. Jahrhunderts in gelehrten Köpfen spukte (Le Brun, Malebranche, Menestrier usw.). Ungleich wichtiger sind freilich die Schriften nüchterner denkender Wissenschaftler, vor allem von Bergleuten, die die Tätigkeit der Rutengänger aus Erfahrung kannten. Von diesen wird vielfach die sogenannte Bergwitterung mit dem Phänomen in Verbindung gebracht. So spricht schon Harsdörffer (1653) von einer „Aufdämpfung der Metalle“, die die Bewegung der Rute verursachen soll, — eine fruchtbare Hypothese**), die in mancherlei Variationen und Umschmelzungen

*) Vielfach hat man die Existenz dieses Alchimisten angezweifelt und in seinem Namen ein Pseudonym für den Ratskämmerer Joh. Thölde aus Frankenhäusen zu finden geglaubt. Die älteste mir bekannt gewordene Ausgabe des für uns in Betracht kommenden Werkes des Basilius, seines „Letzten Testaments“, ist im Jahre 1645 gedruckt worden. Da das, was er über die Wünschelrute sagt, bis auf die Einteilung der Kapitel und deren Überschriften fast wörtlich mit den Ausführungen des Elias Montanus übereinstimmt, so liegt hier, die Richtigkeit obiger Annahme vorausgesetzt, offenbar ein Plagiat seitens Thölde vor.

**) Die sogenannte „Korpuskeltheorie“, die eine Ausstrahlung kleinerer Partikel annimmt, wie sie Gassendi damals lehrte.

über G. B. de Saint-Romain (1684), P. Chauvin und P. Garnier (1692), Le Lorrain de Vallemont (1693), Joh. Andr. Fischer (1719) usw. bis in die neueste Zeit wiederkehrt und heute in der „Radioaktivität“ ihre moderne Prägung erhalten hat.

Unter den wertvolleren Meinungsäußerungen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts sei hier vor allem der des berühmten Jesuitenpaters A. Kircher gedacht, der bereits sehr nüchtern über das Rutenphänomen urteilte und nachwies, daß nicht die Rute, sondern der sie haltende Mensch bei der Bewegung derselben der ausschlaggebende Faktor sei. Das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts brachte dann die Sensation eines Mordprozesses, in welchem der Rutengänger J. Aymar mit Hilfe der Zweiggabel den Mörder verfolgte, — ein Ereignis, das großes Aufsehen erregte und in aller Welt eifrig besprochen wurde. Über diesen Fall gibt es eine ganze Literatur, aus welcher die Vallemontsche Schrift „La physique occulte“ wohl die wichtigste ist. Es sei nur nebenbei erwähnt, daß auch Leibniz kurz und schroff abweisend sich zu dem Fall äußerte, der u. a. in Holland für Pieter Rabus in seiner Zeitschrift „De Boekzaal van Europe“, 1696/97, zum Ausgangspunkt für lange Debatten über das Rutenproblem wurde.

Auch das 18. Jahrhundert ist überreich an Schriften, Dissertationen und Aufsätzen über unseren Gegenstand. Jetzt stoßen wir zum ersten Male auf deutliche Ansätze zu einem scharfsinnigen mechanischen Erklärungsversuch, der später, psychologisch vertieft, unter der Bezeichnung „ideomotorische Erklärungsweise“ eine große Rolle spielen sollte. Schon A. Kircher, P. Chauvin, J. G. Zeidler (1700), J. A. Fischer und G. W. Wegner (1742) hatten mehr oder weniger klar gesehen, daß Muskelbewegungen beim Zustandekommen des Rutenausschlages stark mitsprechen. Der Physiker J. G. Krüger sprach nun 1746 zum ersten Male mit aller Bestimmtheit aus, daß er in der Elastizität und Schwere der Rute, sowie in der seltsamen Art sie zu halten und in der daraus resultierenden Ermüdung der Armmuskeln die Ursache des Rutenausschlages sehe. Ähnliche Gedankengänge kehren in dieser Zeit öfters wieder. So entwickelte 1752 ein Anonymus ausführlich eine mechanisch-ideomotorische Theorie, ein anderer Unbekannter fast die gleiche fünf Jahre später, und endlich im gleichen Sinne der Senator Campe aus Göttingen 1769 in den „Mineralogischen Belustigungen“. Dazu kommen noch eine Reihe von Autoren, die sich keine große Mühe geben, der Sache auf den Grund zu gehen, sondern sich darauf beschränken, die einzelnen Erklärungsversuche ihrer Vorgänger zu widerlegen — was nicht schwer war — und kurzerhand alles dem Betrage zuschreiben. Hierher gehören u. a. Bernh. Forest de Belidor (1739), der bekannte Mathematiker A. G. Kästner (1753), Joh. K. Schütze (1757) usw.

Demgegenüber stehen eine Reihe von Zeugnissen erfahrener Männer, die ohne Zweifel schon deshalb mehr ins Gewicht fallen müssen, weil sie, im Gegensatz zu den Skeptikern, auf langjährigen Erfahrungen resp. eingehenden Experimenten fußen. So veröffentlichte J. J. Bruhier d'Abblaincourt in einer anonym erschienenen Schrift „Caprices d'imagination“, Paris 1740, eine Anzahl sehr interessanter Experimente, die auch heute noch von Wert sind. Von weiteren Fachleuten sprechen sich für die Wünschelrute aus: Joh. C. Kiessling in seiner „Gegründeten Nachricht von dem Bergbau . . . in Mannsfeld“, 1747. Der Mineraloge und Bergmann August

Beyer, der sich in zwei Werken*) sehr nachdrücklich zugunsten der Erscheinung aussprach, da er in seinem „50jährigen Markscheider-Dienste mit vielerley Ruthengängern zu thun gehabt“ usw. Er gibt uns ein Resümee seiner interessanten Erfahrungen und teilt eine besonders wichtige „Registratura“-Aufzeichnung aus Freiberg mit, datiert vom 22. Sept. 1713, unterzeichnet vom Ober-Bergamts-Verwalter Joh. Gottl. Voigt, die die „Nachricht von einem Ruthen-Gänger, so ohne Ruthe Gänge ausgegangen und an seinem Leibe gefühlet hat“ enthält. Seine Polemik gegen Krüger ist durchaus überzeugend. Der Mineraloge Joh. Gottlob Lehmann erkennt 1751 das Phänomen als physikalisches an, verwahrt sich aber gegen die abergläubische Anwendung des Instrumentes. Ebenso gibt Joh. Gottschalk Wallerius, Professor der Chemie und Metallurgie zu Upsala, in einer 1757 erschienenen Dissertation, bei welcher Jak. Leonh. Roman Respondent war, ein vorsichtiges, aber günstiges Urteil über die Wünschelrute. Wichtig ist auch das Zeugnis des Mineralodgen Joh. Gottfr. Jügel, der in seiner *Geometria subterranea* 1773 u. a. von dem „churfürstl. sächsischen verpflichteten Ruthengänger“ Tobias Häussler sagt: „Wir haben von ihm viele Proben gesehen, welche ihm kein gemeiner und unwissender Rutengänger leicht nachtun wird. Er hat durch diese nützliche Wissenschaft nicht nur Erze entdeckt, Gänge angewiesen, Wasser gefunden, sondern auch herrliche Durchschläge angegeben, welche richtig zugetroffen haben.“ Endlich sei in der Reihe der Verteidiger des Rutenphänomens noch der englische Gelehrte William Pryce genannt, der 1778 in seiner „*Mineralogia Cornubiensis*“, auf vielfachen Erfahrungen fußend, für die Rute eintrat.

In der nunmehr einsetzenden Epoche, die, im Zeichen der rationalistischen Aufklärung stehend, alles, was irgendwie geheimnisvoll erschien, als Aberglauben verwarf, treffen wir merkwürdigerweise auf zwei Gelehrte, die jahrzehntelang ihre Kräfte in den Dienst des Rutenproblems stellten, ohne freilich etwas anderes zu erreichen, als sich lächerlich zu machen. Das waren der Bibliothekar der Ambrosiana in Mailand, Abt Carlo Amoretti, und der französische Arzt und Physiker P. Thouvenel. Ihnen schloß sich 1807 der Münchener Physiker und Akademiker Joh. Wilh. Ritter**) an, der schon unter dem Einflusse der romantisch-naturphilosophischen Gegenströmung stand, und im gleichen Jahre als Historiker des Gegenstandes der Direktor der Münchener Zentral-Bibliothek, Chr. Fr. Frhr. v. Aretin. Verfolgt man die oft recht heftigen Debatten, die z. B. Thouvenel mit seinen zahlreichen Gegnern auszufechten hatte, so findet man zu seinem Erstaunen auf beiden Seiten fast die gleichen Argumente wieder, die uns aus den Diskussionen unserer Tage wohlbekannt sind. Hundertmal widerlegte Einwendungen oder Behauptungen tauchen immer wieder auf, so daß man sich nicht genug über den Mut wundern kann, mit dem so mancher gegen Chwolson's zwölftes Gebot sündigt.

*) „*Otia metallica*“, 3 Teile, Schneeberg 1748—758, 8^o (anonym); und „*Gründlicher Unterricht vom Bergbau*“ usw., Schneeberg 1749, Fol.

**) Das Gerücht von Ritters sogenanntem „Widerruf“ auf dem Sterbebette (1810) ist durch einen in den „*Berlinischen Nachrichten*“ abgedruckten anonymen Brief von C. Erenb. v. Moll entstanden, wurde aber sehr bald durch Ad. F. Gehlen in den „*Miscellen für die neueste Weltkunde*“ 1810 zurückgewiesen. Vgl. auch: „*Carl Erenbert Frhr. von Moll. Mittheilungen aus seinem Briefwechsel. Prodrömus einer Selbstbiographie.* 4 Bde (Augsburg), 1829—1835. 8^o“, im 3. Bd. S. 663. — Über Ritter siehe die Materialsammlung in den „*Psychischen Studien*“, 1908, Febr. u. Juli, 1909, Januar—Juni.

Auch im 19. Jahrhundert waren die Stimmen für und gegen die Wünschelrute ziemlich gleich stark. Während sich in Deutschland die Gelehrten meist gänzlich ablehnend verhielten (Gilbert, Carus Sterne usw.), sprachen in Frankreich und namentlich in England viele hervorragende Wissenschaftler sich zu ihren Gunsten aus. In neuerer Zeit hat sich namentlich der Physiker an der Universität Dublin, W. F. Barrett, um die Wünschelrutenforschung verdient gemacht. Seine Arbeit, die fast zwei Bände der „Proceedings of the Society for Psychical Research“ (1897 und 1900) füllt, enthält das wichtigste und reichhaltigste Material, das bis jetzt publiziert worden ist.

In Deutschland haben sich, wie gesagt, bis vor kurzem die Fachleute fast durchweg gegen die Anerkennung des mysteriösen Phänomens gewehrt. Erst neuerdings hat sich das Blatt gewendet, besonders nachdem der Münchener Arzt Dr. Ed. Aigner, Schriftführer der Münchner Ortsgruppe des Monistenbundes, mit seinen erfolgreichen Experimenten an die Öffentlichkeit getreten war. Die Namen derer, die noch jetzt sich skeptisch verhalten, sind zu zählen (A. Moll, O. Pfungst, L. Weber und Dr. Wegner). Sie alle stützen sich bei ihren Argumenten auf Mißerfolge einzelner Rutengänger und übersehen vollständig die zahlreichen und einwandfreien positiven Instanzen, oder sie lassen diesen keine Gerechtigkeit widerfahren. So glaubt z. B. O. Pfungst alle Erfolge der Rutenmänner auf unbewußte „Hilfen“ seitens der Beteiligten zurückführen zu können, wie er solche seinerzeit beim „klugen Hans“ nachzuweisen vermochte. Der Fall liegt aber hier ganz anders.

Was die Mißerfolge anbelangt, so ist dazu zu sagen, daß bei unserer Unkenntnis der den Erscheinungen zugrunde liegenden Gesetzmäßigkeit Fehlschläge selbstverständlich zu erwarten sind. Wir stehen ja erst am Anfang der wissenschaftlichen Ergründung des Phänomens. Zudem ist dieses so kompliziert, es spielen eine solche Menge störender Faktoren mit hinein, daß ungeschulte Rutengänger leicht irren können. Es sind ferner eine ganze Reihe von Substanzen festgestellt worden, die auf den Organismus sensibler Personen in gleicher Weise einwirken, und die nicht mit Bestimmtheit voneinander unterschieden werden können, so daß etwa Metall oder Kohle den Wassersucher irreführen kann, und umgekehrt. Weiterhin spielen meteorologische Einflüsse, Disposition des Rutengängers usw. eine nicht zu unterschätzende Rolle beim Zustandekommen des Phänomens, und namentlich Störungen autosuggestiver Natur werden sich kaum vermeiden lassen. In diese Rubrik gehören die sogenannten ideomotorischen, d. h. psychisch bedingten automatischen Bewegungen, mit denen man einst glaubte alles erklären zu können. „Die Versuche mit der Wünschelrute ergaben, daß die Schwäche des Experiments in der Unzuverlässigkeit des menschlichen Organismus besteht. Wenn wir im Rutenausschlag eine Reaktion des menschlichen Nerven erblicken, und den menschlichen Nerv als das empfindlichste Reagens auf eine Art von Erdströmen bisher gefunden haben, so steht dieser gesteigerten Empfindlichkeit der bedauerliche Umstand gegenüber, daß zahllose störende Nebenerscheinungen in gleicher Weise eine Reaktion auslösen können.“ Diese Worte, die Dr. Aigner gelegentlich eines Vortrages *) warnend aussprach, sollten nicht überhört werden.

*) Abgedruckt im „Journal für Gasbeleuchtung und für Wasserversorgung“, 1909, Nr. 43.

All diese Fehlerquellen muß man kennen, wenn man zu einwandfreien Resultaten gelangen will, und es ist die Aufgabe der Zukunft, durch Registrierung eines exakten Beobachtungsmaterials für eine brauchbare Statistik und somit für eine endgültige Lösung des Problems die nötigen Unterlagen zu schaffen.



DIE DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE.

DIE Wissenschaft der „Soziologie“ war bis vor kurzem bei uns nach ihrem Aufgabenkreis und ihrer Methode, nach ihren Zukunftschancen und selbst nach ihrem Namen umstritten. Sie besaß im Ausland, sowohl im angelsächsischen wie im romanischen Kulturgebiet, bereits eine stattliche Zahl nicht nur von Zeitschriften und Kompendien, sondern auch von Instituten mit zuweilen sehr großen Mitteln und — was dem deutschen Publikum wohl immer noch den meisten Eindruck macht — von ordentlichen Professuren an den Universitäten. In Deutschland ist sie — unter ihrem eigenen Namen wenigstens — nur literarisch vertreten und überwiegend von Gelehrten, die innerhalb der offiziellen Zunft schwer Platz finden. Spezialzeitschriften von Bedeutung fanden sich für sie nicht, von Instituten vollends ist auch heute noch keine Rede, und innerhalb des akademischen Lehrplans war nur ein Teilgebiet: die allgemeine Staatslehre, und auch dies nur vereinzelt, Promotionsfach und Gegenstand von Lehraufträgen. Andere soziologische Gebiete oder die Soziologie in ihrem Gesamtumfang finden sich in den Vorlesungsverzeichnissen erst neuerdings und dann meist unstet. Allerdings hatte ein geräuschvolles Dilettantentreiben seinerzeit den Namen „Soziologie“ bei uns derart diskreditiert, daß bis in die jüngste Vergangenheit hinein es ernste Gelehrte gegeben hat, welche Bedenken trugen, Arbeiten unzweifelhaft soziologischen Charakters auch offen unter dieser Flagge segeln zu lassen.

Was in letzter Zeit einen Umschwung in dieser spezifisch deutschen Stellungnahme herbeiführt, ist zunächst die wachsende Einsicht, daß man bei der Ergründung der Strukturverhältnisse unserer Kultur zunehmend zu Fragestellungen gelangt, welche zu den Forschungszielen derjenigen Einzeldisziplinen, welche das soziale Leben unter spezifischen Einzelgesichtspunkten behandeln (also: Nationalökonomie, Rechtskunde, Kulturgeschichte, historische und vergleichende Religionswissenschaft, historische und systematische Sittenkunde, Sozialpsychologie) teils als umfassendere Probleme, teils als Zwischen-, teils als Berührungsgebiete sich verhalten. Dann die fernere Einsicht, daß es unter den für diese Gebiete gemeinsamen Aufgaben solche gibt, welche schlechterdings nur durch organisierte Kollektivarbeit zu bewältigen sind. Nach mannigfachen älteren Versuchen darf jetzt von einem Beginn organisierter soziologischer Arbeit berichtet werden.

Die seit dem vorigen Jahre mit dem Sitze Berlin (W. 50 Spichernstr. 17) bestehende Deutsche Gesellschaft für Soziologie hat sich kürzlich ihre definitive Verfassung gegeben. Die einfache (unterstützende) Mitgliedschaft, welche das Recht auf aktive Teilnahme an allen wissen-

schaftlichen Veranstaltungen der Gesellschaft (insbesondere an den Diskussionen der Tagungen und am Publikationsbezug zu Vorzugsbedingungen) gibt, kann von jedermann gegen die Verpflichtung zu einem Jahresbeitrag von 10 Mk. erworben werden. Es genügt Einzahlung des Betrages an die Kommerz- und Diskontobank, Depositenkasse D, Berlin W. 15, Kaiserallee 211 und Mitteilung davon an die obige Adresse. Über Anträge auf Veranstaltungen wissenschaftlicher Arbeiten (zu deren Stellung und persönlicher Vertretung jedes Mitglied berechtigt ist) beschließt, dem Zweck der Gesellschaft entsprechend, die ausschließlich aus soziologischen Fachmännern (Theoretikern und Praktikern) bestehende Versammlung der sogenannten ordentlichen Mitglieder, welche zurzeit aus etwa 100 Personen besteht und ihrer stetigen weiteren Ergänzung entgegengeht. Die Einladung zur Gründung unterzeichneten seinerzeit u. a.: Prof. Bernheim (Greifswald), Prof. Breysig (Berlin), Prof. Cohen (Marburg), Dr. Eduard David (Berlin), Prof. E. Gothein (Heidelberg), Prof. J. Jastrow (Berlin), Prof. G. Jellinek (Heidelberg), Prof. Paul Laband (Straßburg), Prof. W. Lexis (Göttingen), Prof. F. von Liszt (Berlin), Dr. R. M. Meyer (Berlin), Dr. A. Moll (Berlin), Prof. P. Natorp (Marburg), Prof. W. Ostwald (Leipzig), Dr. L. W. Stern (Breslau), Prof. E. Troeltsch (Heidelberg), Prof. H. Waentig (Halle, zurzeit Tokio), Prof. Alfred Weber (Heidelberg). Die Vorberatung und Durchführung von Arbeiten der Gesellschaft liegt in den Händen teils von Ausschüssen, welche von der ordentlichen Mitgliederversammlung im Einzelfall damit betraut werden, teils in der des Vorstandes, welcher aus sieben Personen (zurzeit den drei Vorsitzenden: Prof. F. Tönnies-Kiel, Prof. G. Simmel-Berlin, Prof. W. Sombart-Berlin, und Dr. H. Beck-Berlin, Dr. A. Plötz-München, Dr. A. Vierkandt-Berlin, Prof. Max Weber-Heidelberg) besteht. Die Verfassung der Gesellschaft sucht, indem sie die ordentlichen Mitgliederversammlungen und alle Ausschüsse mit dem Kooptationsrecht (unter sehr liberaler Handhabung desselben) und ferner mit der Befugnis der Zuziehung aller geeigneten Personen als Berater ausstattet, in den Personalbestand der leitenden Instanzen die für wissenschaftliche Arbeiten unentbehrliche Stetigkeit mit der ebenso notwendigen Elastizität und weitherzigen Offenhaltung der Mitarbeit für jeden ernsten Denker, gleichviel welchen Gepräges, welcher mitarbeiten will, zu vereinigen. Denn der Betrieb der Wissenschaft kann einerseits seinem Wesen nach niemals eine Angelegenheit von Majoritätsabstimmungen, Wahlagitationen und dgl. werden, auf der anderen Seite darf er nicht Sache einer Koterie sein. — Die fortlaufende Kontrolle der Geldverwaltung liegt in allen Einzelheiten in den Händen eines dafür besonders bestellten Rechners; soweit die Mittel für wissenschaftliche Arbeiten von Dritten (Akademien oder ähnlichen Korporationen oder privaten Stiftern) herrühren, wird diesen durch Zuziehung ihrer Vertreter zu dem betreffenden Ausschuss die Kontrolle einer bestimmungsgemäßen und zweckdienlichen Verwendung der von ihnen gegebenen Mittel gewährleistet. — Für die Zwecke international zu organisierender Arbeiten (und, gegebenenfalls, auch internationaler Kongresse) tritt die Gesellschaft mit den gleichartigen Verbänden des Auslands in Verbindung.

Innerhalb Deutschlands werden von ihr zurzeit folgende Veranstaltungen in die Wege geleitet:

1. Die Abhaltung eines deutschen Soziologentages, der erstmalig im Oktober dieses Jahres (voraussichtlich vom 19.—21. Okt. d. J.) in Frankfurt stattfinden soll (näheres durch Programme, die

von der Geschäftsstelle kostenlos bezogen werden können) und an dessen Diskussionen, neben besonders geladenen Gästen, alle Mitglieder der Gesellschaft Anteil zu nehmen berechtigt sind. Von Vorträgen sind, vorbehaltlich näherer Bestimmung, vorläufig folgende in Aussicht genommen:

1. Prof. Dr. Georg Simmel, Soziologie der Geselligkeit;
2. Prof. Dr. Alfred Tönnies, Wesen und Ziele der Soziologie;
3. Prof. Dr. W. Sombart, Technik und Kultur;
4. Dr. A. Ploetz, Der Begriff der Rasse und die Soziologie;
5. Prof. Dr. Troeltsch, Heidelberg, Religiöses und profanes Naturrecht in ihren soziologischen Beziehungen;
6. Prof. Dr. Andreas Voigt, Wirtschaft und Recht,
7. Dr. E. Gothein, Soziologie der Panik.

Ferner sind zu erwähnen:

2. Die wissenschaftlichen Arbeiten der Gesellschaft. Diese werden in Serien von Monographien, jede Serie einem bestimmten Problemkreis gewidmet, im Buchhandel erscheinen und sämtlichen Mitgliedern zu einem Vorzugspreis abgegeben werden.

Von solchen Arbeiten soll zurzeit

a) Die Veranstaltung einer umfassenden Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens in Deutschland unter Vergleichung mit den Verhältnissen anderer Hauptkulturländer (namentlich Amerika, England, Frankreich) in die Wege geleitet werden. Der Schaffung der für die Vorarbeiten dieses der Analyse eines der wichtigsten modernen Kulturfaktoren geltenden Unternehmens auf mindestens 25 000 Mk. veranschlagten Geldmittel sind angesehene wissenschaftliche Körperschaften und einige private Stifter (innerhalb und außerhalb der Gesellschaft) in der Art näher getreten, daß für den Fall der Schaffung der erforderlichen Arbeitsorganisation, über welche zurzeit Verhandlungen mit den berufenen Vertretern der Presse — des Zeitungsverlages sowohl wie des Journalistenstandes — eingeleitet werden sollen, der genannte Betrag zu etwa vier Fünfteln als voraussichtlich gedeckt gelten darf. Es muß gehofft werden, daß alsdann private Opferwilligkeit den noch ungedeckten Restbetrag übernehmen wird, vor allem aber, daß die selbstverständlich für das Gelingen der Erhebung ganz unentbehrliche Zusammenarbeit der Praktiker mit geeigneten Vertretern der Wissenschaft sich herstellen und so der vorläufig nur ganz provisorisch entworfene Grundriß eines Arbeitsplanes sich zu einer definitiven Präzisierung konkreter Themata und Feststellung der für ihre Lösung zu beschaffenden Materialien und geeigneten Methoden führen wird. Den Ansichten der Gesellschaft nach sollen die Arbeiten möglichst sowohl die geschäftlichen und organisatorischen Existenzbedingungen des modernen Zeitungswesens (Verlagsgeschäft, Redaktion, Nachrichtengeschäft, Annoncengeschäft, in allen ihren Verzweigungen), soweit sie direkt oder indirekt für dessen kulturgeschichtliche und soziologische Eigenart bestimmend sind, erfassen, wie ferner die Art der Wirkung der Presse auf die politischen und Kulturverhältnisse der großen untereinander zu vergleichenden Kulturländer und umgekehrt die Abhängigkeit der allgemeinen Stellung der Presse und des Journalismus von den allgemeinen politischen Kulturbedingungen, insbesondere aber auch die neuesten Tendenzen der Entwicklung des Zeitungswesens und seiner Kulturbedeutung. Da die Deutsche Gesellschaft für Soziologie die Beschränkung ihrer Tätigkeit auf streng wissenschaftliche Arbeit,

unter strikter Ablehnung j e d w e d e r politischen, sozialpolitischen, konfessionellen, ethischen oder sonstigen praktischen Stellungnahmen zu einem ihrer statutenmäßig festgelegten Grundprinzipien gemacht hat, so kann es sich bei diesen wie bei anderen Arbeiten ausschließlich und allein um objektive Feststellung von Tatsachen und deren Ursachen, n i e m a l s aber um ein moralisierendes Räsonnement über diese Tatsachen handeln.

Das gleiche gilt für andere, vorerst nur innerhalb des Vorstandes erwogene und eventuell der Gesellschaft zu unterbreitende Arbeitspläne. Dahin dürfte vor allem gehören

b) die Untersuchung der Auslese der ökonomisch oder sozial oder intellektuell oder künstlerisch führenden Schichten der Kulturenationen nach ihrer geographischen, ethnischen, beruflichen und sozialen, kulturellen Provenienz, sowie

c) die soziologische Analyse der z w i s c h e n dem heutigen Staat (und anderen öffentlichen oder öffentlich anerkannten und privilegierten Körperschaften) und den Einzelindividuen stehenden gesellschaftlichen Gemeinschaften, von den rein lokale und rein gesellige Zwecke verfolgenden Vereinen angefangen bis zu den idealen Gemeinschaften, welche sich die Pflege künstlerischer oder wissenschaftlicher oder sittlicher oder anderer Kulturgüter zum Ziel setzen und bis zu den politischen Parteiorganisationen mit ihren jetzt auch bei uns zunehmend raffinierten Apparaten. Die Tragweite der Zugehörigkeit des einzelnen zu solchen Gemeinschaften ist eine verschieden große. Sie ist nicht in jedem Fall so umfassend wie z. B. in den Vereinigten Staaten, wo die Sekte ebenso wie die Unterstützungskasse und der Turnklub den Anspruch erhebt, nur „Gentlemen“ in sich hineingelangen zu lassen und daher ihrerseits dem einzelnen als wichtigstes Mittel seiner Legitimation als solcher im geschäftlichen und geselligen Leben dienen. Aber sehr weitgehend und über den direkt beabsichtigten oder doch offiziell zugestandenen Zweck weit hinausgehend, oft diesem gänzlich inkongruent, ist ihre Wirkung auch bei uns in den meisten Fällen, mag es sich nun um Gesangsvereine, Kriegervereine, studentische Korporationen, Künstlersekte oder um was immer handeln. Stets gehören diese zahlreichen Gemeinschaftskreise, in denen der einzelne steht, zu den wichtigsten Faktoren, welche die persönliche Eigenart des Individuums ebenso wie die objektiven Kulturgüter prägen. — Auch hier ist natürlich strengste Enthaltung von aller und jeder Parteinahme Vorbedingung für die Gewinnung von sachlich zutreffenden Resultaten. Wie die beabsichtigte Arbeit über die Presse würde aber auch diese Erhebung großer Mittel bedürfen für die unentbehrlichen Vorarbeiten, die hier wie dort zum Teil rein mechanischer Natur sind, zum Teil umfängliche statistische Rechnungen einschließen. Endlich

d) steht zur Erwägung, die Art und Tragweite der Beeinflussung des modernen Kulturlebens, speziell der in dieser Hinsicht schwer zugänglichen breiteren Volksschichten durch religiöse Momente zu untersuchen.

Die Gesellschaft, welche aus ihren laufenden Mitteln zunächst im wesentlichen die Kosten der Soziologentage und laufende Ausgaben zu decken hat, kann die Gewinnung der außerordentlichen Mittel für groß angelegte Arbeiten nur erwarten, wenn, entsprechend dem gestiegenen Reichtum, das wissenschaftliche Mäcenatentum in Deutschland, welches bis heute erst durch einige wenige, glänzende und in aller Mund befindliche Namen vertreten ist, aufhört, in dem Maße Ausnahmeerscheinung zu sein, wie es dies bis heute

bei uns, sehr im Gegensatz zu Amerika und anderen Ländern, ist. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie kann freilich einen Mäcenaten (außer der selbstverständlichen Abstattung des Dankes durch Nennung auf ihren Publikationen) nur durch seine Aufnahme in den Kreis der „Stifter“ (welchen statutengemäß die dauernde Mitbeteiligung an allen ihren Verhandlungen zusteht) ehren. Aber sie glaubt hoffen zu dürfen, daß der Sinn für die Bedeutung wissenschaftlicher, speziell kultur- und sozialwissenschaftlicher Arbeit auch in Deutschland in Zunahme begriffen ist. Bisher waren bei uns wesentlich für aktuelle technische Probleme einerseits, für bestimmte ästhetische Zwecke andererseits in ziemlich umfassendem Maße private Geldmittel verfügbar. Ebenso unter Umständen für gewisse naturwissenschaftliche Arbeiten, von deren Förderung man, direkt oder indirekt, Früchte für therapeutische oder technische Zwecke erhoffen zu können glaubte. Dies alles war sehr erfreulich und wird hoffentlich so bleiben. Für Arbeiten im Dienst sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, deren praktische Tragweite, obwohl selbstverständlich ebenfalls vorhanden, nicht so unmittelbar greifbar zutage tritt, war ähnliches bei uns vorerst nur ausnahmsweise der Fall. Je mehr wir aber den Charakter eines vorwiegend utilitarisch gestimmten Parvenüvolkes abstreifen und wieder ein Kulturvolk werden, desto zahlreichere Gefolgschaft werden hoffentlich auch jene bisher schon aufgetretenen glänzenden Ausnahmen finden, welche die wissenschaftliche Arbeit um ihrer selbst willen fördern und also die Geduld haben, von ihrem ruhigen, durch allzu schnelles Schielen nach unmittelbar praktischen Resultaten freien Wachstum zu erwarten, daß es auch dem Leben dienen werde.

Was speziell die Aufgaben der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ anlangt, so ist sicherlich eine ihrer wesentlichsten Zukunftspflichten, nach den für die Praxis anerkannten, Mustern des Auslandes, auch die Schaffung eines Soziologischen Instituts. Es steht zurzeit zur Erwägung, event. zugleich mit der Einleitung der Untersuchung über die Presse die allerersten Schritte zu tun, um ein solches, in vorerst sehr bescheidenem Ausmaße, vorzubereiten. Aber — wie das Ausland zeigt — etwas wirklich Großzügiges zu leisten, wäre hier nur möglich bei Unterstützung einerseits durch sehr beträchtliche Kapitalien, andererseits durch jenes „Massen-Mäcenatentum“, an dem sich jeder an den Aufgaben der Gesellschaft Interessierte durch Eintritt in den Kreis der „unterstützenden“ Mitglieder beteiligen kann.

CHRONIK

DIE Transvestiten*): Schon verschiedentlich sind kleinere und größere Abhandlungen über den Verkleidungstrieb ge-

schrieben worden, aber es fehlte an einem Buche, das nicht allein schem und historischem Material von Dr. med. Magnus Hirschfeld, Spezialarzt für psychische und nervöse Leiden. Berlin 1910. Medizinischer Verlag Alfred Pulvermacher & Co. (A. Selten). Lex. 8°. 562 u. VI S. Mk. 10.— (12.50).

*) Die Transvestiten. Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb mit umfangreichem kasuisti-

die verstreuten Notizen sammelte, sondern zugleich Ordnung in das Tohuwabohu brachte. Diese Aufgabe war nicht leicht, denn der Verkleidungstrieb setzt sich aus den verschiedensten Elementen zusammen, die untereinander nur in losem Zusammenhang stehen. Ein Kulturhistoriker hätte sich mit der Aneinanderreihung von interessanten Notizen begnügt, die er aus allen möglichen und unmöglichen Quellen geschöpft hätte. Hirschfeld aber unternahm es, den Verkleidungstrieb zuerst von der medizinischen Seite zu betrachten, wozu er durch seine Stellung als Arzt gedrängt wurde. Den ersten Teil des Werkes bilden 17 Fälle, die Hirschfeld im Laufe der Jahre kennen gelernt hatte und denen gemeinsam ist, daß sie sich nur in den Kleidern des anderen Geschlechts glücklich fühlen. Die Fälle sind ausführlich dargelegt, sodaß man über das ganze Gefühlsleben der einzelnen Personen klar wird. Die Analyse der Fälle bringt wertvolles Material zu der Freudschen Theorie der infantilen Sexualität. In allen den Personen erwachte der Drang zur Verkleidung bereits vor dem sechsten Jahre und war von Anfang an mit — wenn auch anfangs unterbewußten — sexuellen Vorstellungen verbunden. Sehr wertvoll ist das Bruchstück eines Tagtraumes bei Fall XII, den Hirschfeld in einer besonderen Publikation vollständig veröffentlichen sollte, da die Fragen und Antworten der genauesten Psychoanalyse niemals ein so klares Bild zeigen. Dieser Tagtraum beweist wieder, daß die Erotik das Individuellste eines jeden Menschen ist, und daß einzelne von Dingen erregt werden können, die die Masse ganz kalt lassen. Fall XV behandelt eine transvestitische Frau, deren Lebenslauf einen außerordentlich guten Beitrag zur Psychologie der Abenteurerin bildet, deren Stellung man bislang

verkannt hat. In der späteren Aufzählung der Frauen, welche sich an abenteuerlichen Fahrten beteiligten, ist die Erforscherin der Nilländer, die Holländerin Fräulein Becker, vergessen worden.

In dem darauf folgenden analytischen Teil versucht Hirschfeld den Transvestitismus zu klassifizieren. Der Verkleidungstrieb ist in der Tat die rätselhafteste Spielart der Sexualität, da die Betreffenden auch eine psychische Effeminatio oder Defeminatio herbeiwünschen. Die Bemerkungen zur Psychologie der Kleidung sind sehr gut, denn das Kleid ist weniger unpersönlich, als gewöhnlich angenommen wird, wenngleich es manchmal als Maske dient, was der Verfasser nicht beachtet.

Es lag sehr nahe, den Transvestitismus mit dem Fetischismus zu identifizieren, aber von „Teilanziehung“ kann hier keine Rede sein, um so mehr die Betreffenden sich niemals mit einigen Kleidungsstücken begnügen, wenn auch Ohrringe oft genannt werden, was darum bemerkenswert scheint, weil auch nicht-transvestitische Männer solche tragen. Im Anschluß hieran gibt Hirschfeld eine Erklärung der „Briefe an eine Putzmacherin“ von Richard Wagner, die bei ihrer Veröffentlichung den Anlaß zu allerlei Verdächtigungen boten. Daß der Transvestitismus nichts mit Monosexualität, die überdies noch kaum erforscht ist, und Homosexualität zu tun hat, weist der Verfasser zu recht nach, dagegen kann ich ihm nicht beistimmen, wenn er den Zusammenhang zum Masochismus leugnet. Alle mitgeteilten Fälle weisen, wo es sich um Männer handelt, mehr oder minder deutliche Spuren auf, die masochistisch sind. Hirschfeld ist wohl mit der masochistischen Literatur, die sehr stark angewachsen ist, nur wenig vertraut, sonst hätte ihm auffallen müssen, daß die „Helden“ derartiger Werke als besonders

strenge und beschämende Strafe Frauenkleider anlegen müssen, was sie aber mit hoher Freude erfüllt. Ich kann aus Raumangel auf diese interessante Tatsache hier nicht näher eingehen. Mit Hilfe von Dr. K. F. Jordan setzt dann Hirschfeld seine Zwischenstufentheorie auseinander, die er als ein Einteilungsprinzip erklärt, was aber schließlich dasselbe ist. Die Theorie an sich erklärt zwanglos alle sexuellen Erscheinungsformen; ich verstehe nicht, wie man sie ablehnen und sehr präsumptive Theorien an ihre Stelle setzen konnte; metaphysische Spekulation ist aber keine Naturwissenschaft mehr. Das letzte Geheimnis, das „Warum“ löst Hirschfeld natürlich auch nicht, einfach darum, weil es gar nicht zu lösen sein wird. Ich glaube, daß man an Stelle fruchtloser und zeitraubender Versuche sich mit der Definition von Friedrich S. Krauß abfindet: „Ist einmal eine Tatsache nach allen ihren Seiten hin erkannt, so ist sie eben damit erklärt, und die Aufgabe der Wissenschaft ist damit beendet.“ Die Tabellen, welche der Zwischenstufentheorie eine wissenschaftliche Stütze geben, berechnen im voraus alle möglichen Kombinationen und erhärten zuletzt, daß die Sexualität eines jeden Individuums etwas Besonderes ist, denn die Anzahl der sexuellen Varietätsmöglichkeiten übersteigt die Zahl der Erdbewohner. Ich halte diese Feststellung für besonders wertvoll, denn sie wirft die jesuitische Normalfigur gründlich über den Haufen, und der Himmel weiß, was die Menschheit dieser Normalfigur zuliebe alles erdulden mußte. — Dann weist Hirschfeld noch nach, daß Geschlechtstrieb und Geschlechtswahn streng zu unterscheiden sind. Die Prognose und die Therapie des Transvestitismus scheinen mir vorläufig noch verfrüht zu sein. Es handelt sich anscheinend um eine eingeborene hete-

rosexuelle Spielart, über deren Verbreitung, wie der Verfasser richtig betont, wir noch nichts wissen. Es ist immer zu bedenken, daß wir erst 17 Fälle genau kennen; eine so geringe Anzahl aber kann unmöglich als Grundkern einer Verallgemeinerung genommen werden.

Bei der noch unausgeschöpften Fülle völkerkundlichen Materials ist der ethnologische Teil wenig umfangreich ausgefallen, nur über die Verkleidungssitten bei den Indianern hat Hirschfeld fast lückenloses Material zusammengetragen. Es ist manchmal recht schwer, zu enträtseln, was der Verfasser der ethnologischen Notiz eigentlich meint, denn je mehr wir uns in das Studium der zivilisierten Menschenrassen vertiefen desto mehr tritt die Oberflächlichkeit einzelner Ethnologen ans Tageslicht. Auch der historische Teil bedarf noch sehr der Ergänzung, aber es ist nicht leicht, einwandfreies Material zu finden, da Übertreibung und Spott vielfach die Grundlinien verzerren. Das Kapitel über den Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, der als Frau Venus verkleidet durch die Lande zog, ist sehr gut, aber über den Chevalier D'Eon vermag Hirschfeld nichts Neues zu sagen. Die Memoiren, die überdies apokryph sind, bringen wenig Licht in das Leben dieses Mannes, der nur in der Abenteurerzeit des ancien régime möglich war. Hirschfeld betrachtet dann die Verkleidungen auf der Bühne, die Damenimitatoren und die viel selteneren Männerdarstellerinnen. Die Komik der Geschlechtsverkleidung scheint mir aber hierbei oftmals das ausschlaggebende Moment zu sein; vielleicht auch eine gewisse Pikanterie der Situation; denn z. B. in Südamerika liebt man es, in den stark erotischen Komödien die Männerrollen von Frauen — oder wenigstens die Helden — darstellen zu lassen, aber in einer Kostümierung, die an

dem Geschlecht der Schauspielerin gar keinen Zweifel aufkommen läßt. Vielleicht entlarven sich die Imitatoren aus diesem Grunde nach Beendigung ihrer Rolle vor dem Publikum!

Auch die Literatur hat sich des dankbaren Verkleidungsmotives bemächtigt, und Hirschfeld betrachtet derartige Situationen unter dem Ergebnis seiner Forschungsweise — freilich nicht in der Art der Freud'schen Schule, die ich strikt ablehne. Am merkwürdigsten scheint der transvestitische Roman „Weiberbeute“ von L. Fraumann (!). Der Autor ist selbst Transvestit und als Fall III analysiert. Zu dem Erotikum „Gynaecocracy“, dessen bibliographische Angaben später richtig zu stellen wären, wie überhaupt die bibliographischen Angaben genau zu untersuchen wären, gibt es noch ein französisches Gegenstück, dessen Titel „Le Pan désenchante“ lautet und das 1894 in Paris erschienen ist. Wenn sich auch Hirschfelds Analyse nur auf berühmte Autoren erstreckt, so hätten doch die „Erotischen Skizzen und Phantasien“ von Claire de Lafossette, Wien 1907, und „Der Tod der Jesus Maria von Friedel“ von H. H. Ewers, München 1909, erwähnt werden müssen.

Es folgen dann noch einige Kapitel, die namentlich der Vollständigkeit halber aufgenommen sind, zum Teil auch das vorher Gesagte nach irgendeiner Weise ergänzen. Das Kapitel „Geschlechtsverkleidung in der Bibel und Religion“ verdient große Aufmerksamkeit, weil das Verbot des Alten Testaments auch in unsere Gesetzbücher übergegangen ist. Zwar existiert im Strafgesetz kein Paragraph, welcher das Anlegen von Kleidern, welche dem wahren Geschlecht nicht entsprechen, oder das Ausgehen in solchen Kleidern mit Strafe belegt. Aber die Praxis hat Fälle gezeitigt, wo die Gerichte

auf Grund des § 360¹¹ RStGB. gegen einzelne Personen vorgingen. Paragraph 360¹¹ ist der Kautschukbegriff des groben Unfugs. Aber auch wegen Betrugs und Vorspiegelung falscher Tatsachen hat das Gericht Anklage erhoben, was dann schließlich einem besonderen Paragraphen gleichkommt. Es wäre — freilich im generischen Sinne — sogar ein Paragraph zu wünschen, denn es ist in Deutschland mehrfach vorgekommen, daß Frauen sistiert wurden, weil man sie für verkleidete Männer hielt. Jeder wird sich noch einiger Fälle entsinnen, die großes Aufsehen erregten, weil z. B. eine bekannte Schriftstellerin nicht weniger als siebenmal dem Mißgeschick zum Opfer fiel. Wichtig erscheint mir ferner die Tatsache, daß es auf Grund eines Gutachtens von Seiten Hirschfelds gelang, für eine Frau durchzusetzen, sich für die Zukunft der Männerkleider zu bedienen, da sie in diesen ruhig über die Straße gehen konnte, während sie in der weiblichen Tracht Aufsehen erregte. Frauen, denen der Beruf eigentlich eine Männerkleidung aufzwingt, die es aber nicht wagten, aus verschiedenen Gründen eine solche anzulegen, werden diesen Erlaß des Berliner Polizeipräsidenten gewiß mit Freuden begrüßen. Inwiefern diese Erlaubnis Allgemeinesetz wird und werden kann, muß die Zukunft lehren. — Gern hätte ich die Beigabe von Abbildungen gesehen, da diese immerhin oft besser und überzeugender als Deduktionen sind. Ein evtl. illustrativer Teil ist ja versprochen und es wäre dessen baldiges Erscheinen zu wünschen. Nur dürften dann nicht allein Photographien aus der Kasuistik, sondern auch Abbildungen historischer Persönlichkeiten aufgenommen werden. Zu begrüßen ist aber, daß diese Spielart der Erotik nicht mit dem Namen einer historischen Persönlichkeit (etwa Eonismus) etikettiert wurde; denn

es gehört zu dem Namen kein Kommentar, was man manchmal bei anderen Bezeichnungen nicht behaupten kann.

R. K. Neumann, Berlin-Lankwitz.



Neue Transplantationsversuche :

Interessante Mitteilungen machte kürzlich Dr. Alex. Carrel in Paris über sein Wirken als Direktor an der Schule für Experimental-Chirurgie am Rockefeller-Institut in New York.

Sein Verdienst liegt vor allem auf dem Gebiete der Aufbewahrung von Gewebefragmenten in einer dreigrädigen Temperatur zum Zweck der Transplantation. Arterien von Hunden, Katzen, Schweinen, ja selbst von Menschen hat er auf diese Weise in völlig intaktem Zustand erhalten und später anderen Tieren eingefügt, wo sie sich dem Organismus wieder völlig anpassen.

„Ich besitze heute eine Hündin“, erzählt Dr. Carrel in einem seiner Vorträge, „der ich vor zwei Jahren und zwei Monaten die Baucharterie herauschnitt; ich habe dieselbe durch die Arterie eines jungen Mannes ersetzt, den man dem Schenkel amputiert hatte, und welche Arterie durch 24 Tage in einem solchen Eisbehälter gelegen war.“ Später hat er das Tier wieder untersucht ohne selbst nur mehr die Nähte entdecken zu können. So vollkommen hatte der Organismus sich den neuen Bestandteil zu eigen gemacht. Noch heute soll sich die Hündin frisch und gesund befinden.

Dr. Carrel stellt in Aussicht, daß er im Rockefeller-Institut schon jetzt den Austausch gewisser kranker (vorerst der einfachen) Organe des Menschen mit tierischen beginnen werde, um mit dem Fortschritt der operativen Technik dann auch zu schwierigeren Operationen vorzudringen.

Dr. Carrel führt weiter aus, daß es einigen seiner Kollegen, vor allem den Amerikaner Professor Crile und dem Pariser Dr. Tuffier gelungen ist, Herzen, die zu schlagen aufgehört hatten, durch neue Blutzufuhr wieder in Gang zu bringen.

Professor Crile hat auch einige Versuche mit der Übertragung lebender Herzen gemacht; die große Frage des Gelingens liegt darin, daß die Operation mit genügender Geschwindigkeit ausgeführt werde; denn das Gehirn stirbt bereits nach wenigen Minuten ab, und alle Tiere, an denen eine Herztransplantation bisher gelang, vegetierten nur mehr einige Zeit in völligem Stumpfsinn.

Für die Zukunft eröffnet sich trotzdem auch in dieser Richtung ein interessanter Ausblick auf die Möglichkeit, entflohenes Leben zurückzurufen.



Eine neue Anwendung elektrischer Ströme auf die Chirurgie :

Zwei französische Chirurgen, Dr. Doyen und Dr. D'Arsonval, haben in einer Note an die Pariser Akademie der Wissenschaften sowie an die Presse die Entdeckung einer neuen Methode der Verwertung elektrischer Ströme von hoher Spannung für die Chirurgie angekündigt. D'Arsonval berichtet insbesondere von Versuchen, die er mit Tieren angestellt, durch deren Körper er elektrische Wechselströme geleitet hat derart, daß die Körpertemperatur sich bedeutend erhöhte, ohne eine subjektive Schmerzempfindung im Tiere wachzurufen oder die Beweglichkeit seiner Muskeln zu verändern. Wohl aber hatte die große Wärmeentwicklung zur Folge, daß die bezüglichen Glieder nach einiger Zeit tatsächlich verbrannten und abfielen: alles, ohne dem Tier irgendeine Schmerzáußerung zu entlocken. Nach ihrer Lostrennung vom Körper (die einige Tage nach dem Ver-

brennungsprozeß stattgefunden hatte) ließen sie durchaus verheilte Stümpfe zurück.

Auf die Chirurgie angewendet, könnte das Verfahren die Amputation von Gliedern auf blutigem Wege ersetzen.



Ein Institut für Radiumforschung wurde in Wien errichtet und soll in den nächsten Wochen seiner Bestimmung übergeben werden. Es steht in der Nähe der Universität und der Professor für Physik an der Wiener Universität, Dr. Franz Exner, wird zugleich als sein Vorstand fungieren.

Man gedenkt bereits in nächster Zeit darüber zu entscheiden, wie viel Arbeitsplätze an Forscher des In- und Auslandes vergeben werden können. Im wesentlichen wird dies von dem Umfang abhängen, den die Arbeiten der einzelnen Forscher beanspruchen.

Das Institut wurde aus den Mitteln der Kupelwieserschen Stiftung gebaut, die für Anlage eines Radiuminstituts in Wien begründet worden war. Das Institut ist Eigentum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, wird aber stiftungsgemäß vom Staate erhalten, der auch das Dienstpersonal zur Verfügung stellt.

Das Radiuminstitut wird ausschließlich Forschungszwecken dienen und sich mit dem physikalischen und chemischen Teil der Radiumforschung, jedoch nicht mit dem medizinischen befassen. Hierfür wäre die Errichtung einer Radiumklinik notwendig, welche im Rahmen des geschaffenen Instituts nicht möglich ist.



Ein internationales Institut zur Erforschung der Geisteskrankheiten: Die Begründung eines internationalen Instituts zur Erforschung und Be-

kämpfung der Ursachen der Geisteskrankheiten mit dem Sitz in Zürich scheint gesichert zu sein. Bei Gelegenheit des zweiten internationalen Kongresses für Irrenpflege im Jahre 1906 zu Mailand stellte der Züricher Psychiater Ludwig Frank den Antrag, ein internationales Institut zur Erforschung und Bekämpfung der Ursachen der Geisteskrankheiten zu gründen. Sofort wurde ein internationales Komitee mit den nötigen Vorarbeiten betraut. Der König von Italien übernahm das Protektorat über das zu begründende Institut, Prof. Tamburini-Rom arbeitete die Satzungen aus, die im Oktober 1908 auf dem dritten internationalen Kongreß für Irrenpflege in Wien vorläufig festgesetzt wurden. In kurzer Zeit soll nach einer Mitteilung der „Psychiatrisch-neurologischen Wochenschrift“, die auch die vorläufigen Satzungen veröffentlicht, eine Konferenz von Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen zusammentreten, um endgültig über das Institut zu beschließen. Als dessen Sitz ist Zürich vorgeschlagen worden. In dem Satzungsentwurf heißt es: Das Institut hat zum Zweck, die Erfahrungen in den verschiedenen Staaten zu sammeln und zu sichten, die dazu dienen können, die Hauptursachen der Geisteskrankheiten und der Degeneration der Menschheit überhaupt festzustellen, sowie die individuellen Mittel, welche zu deren Verhütung, zur Volksaufklärung und zu gesetzgeberischen Maßnahmen am besten geeignet sind. Es erledigt seine Aufgabe: durch die Arbeit einer internationalen Kommission, die unter Leitung eines Vorstandes das ausführende Organ des Institutes ist; durch die Mitwirkung der verschiedenen nationalen Komitees, die die gleichen Ziele haben und ständig mit dem Vorstand der internationalen Kommission in Verbindung stehen; mittels der internationalen Kon-

gresse zur Erforschung der Ursachen der Geisteskrankheiten und der Degeneration der Menschheit und ihrer Prophylaxe. Die nationalen Komitees sollen die Arbeit der internationalen Kommission und des Zentralvorstandes hauptsächlich dadurch unterstützen, daß sie alles statistische und klinische Material usw. sammeln, welches zur Erforschung der Ursachen der Degeneration im allgemeinen, sowie hauptsächlich der Geisteskrankheiten und der Mittel zu deren Verhütung beiträgt. Die Leitung eines jeden nationalen Komitees hat dafür zu sorgen, daß dieses Material mit dem Berichte der Delegierten über die Fortschritte in der Gesetzgebung und den in ihrem Lande ergriffenen prophylaktischen Maßregeln in regelmäßigen Zeitabschnitten dem Zentralvorstande zugestellt werde. Die nötigen Mittel soll das Institut durch Mitgliederbeiträge, Stiftungen und Regierungsbeiträge erhalten. Wer mindestens 1000 Fr. zusteuert, gilt als Gönner des Instituts. In vielsprachigen Berichten sollen die Regierungen und die Interessenten über die Arbeiten des Instituts auf dem Laufenden gehalten werden.



Die Technik als Kulturmacht*):

In dem Maße, wie die Einsicht wächst, daß die politische Geschichte nicht das Wesen der menschlichen Entwicklung trifft, nicht den Körper und sein Leben, daß sie am äußeren Gewande haften bleibt, — die Einsicht, daß wichtiger als fürstliche Familienfeste und die Episoden der Schlachten jene stillen, stetigen Einflüsse sind, die von der umgebenden Natur ausgehen, der geographischen Lage, dem Klima, den Bodenverhältnissen, der Flora und Fauna des Landes, von der Eigentümlichkeit der

Völkerrassen und ihren Beziehungen zur Erde, den Früchten und Bodenschätzen, ihrer Gewinnung, Umgestaltung und Veredlung, ihrem Tausche und Genuß, — in demselben Maße, wie diese Einsicht wächst, wird auch die Arbeit mehr erkannt auf dem Markte des abstrakten geistigen Lebens als das eigentliche kulturschöpferische Element, und mit der Arbeit fordert auch die Technik ihr umstrittenes Führerrecht im geschichtlichen Entwicklungsgange, da sie die Arbeit erst belebt und fruchtbar macht und in ihren tausendfältigen Betätigungen leitet und beherrscht. Dieser grundlegende, kulturtragende Einfluß, den die Technik durch die Regelung der gesamten menschlichen Arbeitsformen übt, hat sich bisher meist unbewußt und ungekannt vor der Geschichtsschreibung vollzogen als gewaltige Unterströmung, von der niemand ahnte, wie stark und umfangreich sie ist. Diese Strömung beschränkt sich nicht auf die Herstellung von Nahrung, Kleidung und Behausung; durch das große Gesetz von der Teilung der Arbeit greift sie über in die Sonderung der Stände, in die soziale Gliederung der Klassen, und aus dieser Wirksamkeit beeinflußt sie sogar in weitgehender Weise die Vorgänge auf intellektuellem und moralischem Gebiet. Der menschliche Geist ist nun einmal an die Materie gebunden, und wenn die Technik die Materie umgestaltet, beeinflußt sie auch notwendig den Geist.

Diese verwickelten Zusammenhänge anzudeuten und in großen Zügen nachzuweisen, ist der Zweck des vorgenannten Buches. Nach einer deduktiv gehaltenen Einleitung über die Natur der Technik und ihrer Beziehungen zur materiellen Welt, zu den sozialen und geistigen Erscheinungen, wird aus den geschichtlichen Vorgängen heraus das induktive Material zusammengetragen, das, Stein

*) Ulrich Wendt. Die Technik als Kulturmacht. Berlin, Georg Reimer. Preis brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

auf Stein gefügt, den eigentlichen Bau angeben soll, der uns die Technik als Kulturmacht zeigt. So durchwandern wir die griechische und die römische Geschichte, die des Mittelalters und die der neuen Zeit. Und doch ist das, was hier gegeben wird, nur ein Modell, nur eine schwache, skizzenhafte Andeutung des eigentlichen Baues, den die kommenden Geschlechter erst errichten werden.

Der Hauptgedankengang des Buches ist folgender: die Technik ist beständig bemüht, die menschliche Arbeitskraft von den groben Arbeitsformen zu entlasten, indem sie die Naturkräfte für diese Zwecke zu verwerten sucht, die Kraft der Zugtiere und Lasttiere, die Luft, das Wasser, den Dampf, die elektrischen Ströme, die Maschinen, Kräne, Hebezeuge, die Wege, Eisenbahnen, Schiffe, Kanäle usw., und indem sie die menschliche Hand von den schweren Formen der Arbeit mehr und mehr befreit, gibt sie dieselbe frei für feinere Arbeitsformen. Der Bergmann des Altertums mußte auf seinem Rücken die Erze aus dem Schoß der Erde ans Tageslicht befördern, eine Arbeit, welche heute die Dampfmaschine leistet. Die Kriegsschiffe früherer Zeiten mußten durch Tausende von unglücklichen angeschmiedeten Menschen mit dem Ruder bewegt werden: heute ist auch diese Arbeit von der Kraft des Dampfes übernommen, und was für Bergleute und Ruderknechte hier angedeutet wurde, vollzieht sich auf der ganzen Linie des technischen Entwicklungsganges. Heute bedienen die Bergleute und Ruderknechte des Altertums die Kräne, Pumpen, Hebezeuge, Dampfmaschinen, heute sind sie geistig tätig, aufgeweckt zum Lenken der Maschinen. Mit jedem technischen Fortschritt wird weniger Muskelkraft und mehr geistige Kraft vom Arbeiter in Anspruch genommen, und die gesamte menschliche Arbeitsweise unterliegt einem von der Tech-

nik beseelten, fortgesetzten Vergeistigungsprozeß.

So lange die menschliche Muskelkraft die schweren, geistlosen Arbeiten bewirken muß, ist eine rücksichtslose Disziplin erforderlich, ein harter Zwang, wenn die schweren Arbeiten überhaupt geleistet werden sollen, und die unausbleibliche, natürliche Folge ist das Institut der Sklaverei. Sie trieb im Altertum gerade an jenen Stätten ihre üppigsten Blüten, an denen der Gewerbefleiß sich entwickelt hatte und die Kultur am höchsten stand.

Ebenso aber, wie die anfängliche Technik einen großen Teil gerade jener Menschheit, der zur Kultur aufzusteigen berufen war, seiner Freiheit beraubte und einem überaus harten Zwange unterwarf, so erlöste sie ihn auch wieder aus den schweren Banden und schenkte sie ihm die Freiheit wieder, indem sie aus der vergeistigten Arbeit des unfreien Handwerkers einen Reichtum sprossen ließ, der ihm die Mittel gab, sich freizukaufen. So sehen wir im Altertum Athen und Rom mit Freigelassenen sich füllen, ebenso die Städte im Mittelalter. Darin liegt das unfehlbare Mittel für den beschleunigten Fortschritt der Kultur, daß technische Errungenschaften uns erhalten bleiben. Ob auch Wissenschaft und Kunst erloschen in der Nacht des christlichen Mittelalters: die technischen Künste blieben bis auf wenige erhalten, sie wurden auch verbessert und ergänzt in jener Zeit, da die deutschen Kaiser nicht schreiben konnten, und während das feinere Spiel des Geistes sonst erlosch, erhielt es sich im technischen Vermögen.

Als um das Jahr 1400 die Gewerbe in den Städten neu zur Blüte kamen, war die Arbeit schon so weit vergeistigt worden, daß die Sklaverei erlöschen konnte zugunsten eines freien Arbeiterstandes. Das Altertum hatte eine vermehrte Gewerbetätigkeit

nur durch verschärften Zwang, durch Sklaverei erzielen können; das Mittelalter löste die Aufgabe durch die Macht vergeistigter Arbeitsformen. In allen Wissenschaften war das Mittelalter dem Altertum bei weitem nicht gewachsen, aber technisch hatte es die alten Zeiten überholt. So erhob sich der Arbeiter an der Hand der Technik vom bedrückten Sklaven zum freien und wahlberechtigten Staatsbürger.

Das schrittweise Auftreten immer neuer und immer größerer freier Arbeiterscharen und ihre Konzentration an den Stätten der technischen Blüte zersetzte den mittelalterlichen Staat, der aus der Unfreiheit erwachsen war, und stellte ihn zum erstenmal vor sittliche Aufgaben. Diese Aufgaben waren sittlich, weil sie dem Interesse der Allgemeinheit dienen sollten. Die neuen freien Arbeiterscharen, Handwerker wie Fabrikarbeiter, mußten neue Grundsätze erfinden für ihr gemeinschaftliches Leben, sie strebten empor in das Licht des freien Menschentums, erkämpften höhere Preise und Löhne, kürzere Arbeitszeit und sicherten sich eine gegen die Willkür des Kapitals geschützte Existenz. Neue sittliche Ideen tauchten auf und das Auf- und Niedergewogen dieser Strömungen verleiht unserer Zeit ihr eigentümliches Gepräge.

So gelangt das Werk zu folgenden Leitsätzen:

Durch die Technik wird die menschliche Arbeitskraft fortschreitend vergeistigt.

Der steigende Geist erkämpft sich im Staate die persönliche und die politische Freiheit.

Der befreite Mensch vertieft das seelische Leben und veredelt die Kultur.

Ulrich Wendt.



Die Stationen für drahtlose Telegraphie: Die Gesamtzahl beträgt nach einer neuesten Schätzung etwa 1800. Davon kommen auf das deutsche System Telefunken fast allein 800. Von diesen 800 entfallen 196 auf feste Landstationen, 410 auf Stationen für Kriegsschiffe, 31 für Handelsschiffe und außerdem 63 auf fahrbare und 37 auf tragbare Militärstationen. Was nun die internationale Verbreitung der drahtlosen Telegraphie betrifft, so ist aus einer amtlichen Tabelle der „Marine-Rundschau“ eine recht ungleichmäßige Verteilung ersichtlich, wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß die Tabelle unvollständig ist, da, abgesehen von den Militärstationen, eine Verpflichtung zur Anmeldung der Stationen gegenüber dem Internationalen Bureau nicht besteht. Nach der Tabelle befindet sich England mit 311 Stationen an erster Stelle, an zweiter Deutschland mit 279, an dritter Frankreich mit 167 Stationen. Dabei ist zu beachten, daß der größere Teil der Stationen auf Kriegsschiffe entfällt. Italien besitzt 38 Stationen, Holland 36, Schweden 27, Österreich 23, ebenso viele Brasilien, Dänemark 21, Japan 17, Norwegen ebenfalls 17, Rußland 13, Belgien 11, Chile 10, Spanien 7, Rumänien 6, Portugal 5. Dazu kommen noch 3 Stationen in Westindien, 4 in Mexiko, 2 in Uruguay und je 1 in Gibraltar und Malta. Von besonderem Interesse sind die Angaben des internationalen Bureaus über die Verbreitung der hauptsächlichsten Systeme für drahtlose Telegraphie. Nach den, wie gesagt, unvollständigen Angaben sind die nach deutschen Systemen eingerichteten 327 Stationen an Zahl denen aller andern Systeme überlegen. Selbst Marconi erscheint mit seinem System praktisch weniger durchgedrungen zu sein, denn für dieses werden nur 233 Stationen verzeichnet. Fraglich bleibt die Be-

deutung, die das amerikanische System De Forest erreicht hat, das namentlich in den Vereinigten Staaten Annahme gefunden hat, aber auch in England mit 13 und in Deutschland mit 8 Stationen vertreten ist. Das englische System von Lodge hat nur 15 Stationen aufzuweisen, das französische von Rochefort nicht mehr als 4. Die Japaner haben ihr eigenes System, das den Namen Teischin scho führt. Auffallend groß ist endlich die Gruppe mit der Bezeichnung „unbekannte oder verschiedene Systeme“, unter die in der Tabelle nicht weniger als 398 Stationen fallen.



Monographien aus dem wirtschaftlichen Leben*): Bei der Entwicklung, die Wissenschaft und Technik genommen haben, ist es unmöglich, einen Überblick über alles Wesentliche zu behalten. Ganz besonders gilt dies für die großen industriellen Unternehmungen, die

*) „Wie ein Ozeandampfer entsteht“ von Vulkaningenieur Br. Meier. Geb. M. 4. R. Voigtlaenders Verlag in Leipzig.

eine Fülle von technischen Wundern der Arbeit in sich bergen, aus leicht verständlichen Gründen aber ihre Pforten für alle Besucher geschlossen halten. Es gilt also, die notwendigen und wünschenswerten Kenntnisse anders zu erlangen und hier soll eine neue Sammlung: „Monographien aus dem wirtschaftlichen Leben“ Ersatz für die fehlende Anschauung bieten. Erfahrene Volkswirtschaftler und Spezialtechniker führen in Form von gemeinverständlichen Abhandlungen, unterstützt durch ein zahlreiches Bildermaterial, durch entsprechende Industrieetablissements. Als neuester Band der Sammlung ist: „Wie ein Ozeandampfer entsteht“ erschienen. Herr Geh. Marinebaurat F. Schwartz bietet zunächst eine geschichtliche Einleitung: „50 Jahre deutschen Schiffbaus“. Anschließend öffnet der Vulkaningenieur B. Meier die sonst so fest geschlossenen Tore seiner und anderer Werfte und geleitet uns an der Hand von 87 Originalaufnahmen durch die Stätten, an denen die modernen Ozeanriesen heimischer und fremder Reedereien entstehen.



RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS VON PROF.-DR. RODOLPHE BRODA-PARIS

DIE ENTWICKLUNGSLEHRE UND IHRE AN- WENDUNGEN AUF WELTANSCHAUUNG, MORAL UND LEBEN.

Unter den großen Erkenntnissen der modernen Wissenschaft nimmt die Entwicklungslehre, welche die Abstammung von Mensch, Tier und Pflanze von den Urformen des Lebens her darlegt und erklärt, eine eigentümliche Stellung ein. Nicht nur, daß viele der rätselvollsten Zusammenhänge der Schöpfung in ihr gelöst erscheinen, daß sie uns das Dasein all der unendlich vielen, differenzierten Formen des tierischen, pflanzlichen und menschlichen Lebens in der Aufdeckung des Gesetzes von der organischen Höherentwicklung erklärt: Vor allem kündigt sie kein statisches, sondern ein dynamisches Gesetz; nicht vom Gleichspiel der im Gleichgewicht befindlichen Weltallskräfte unterrichtet sie uns, wie etwa die Gravitationslehre; nicht vom Bestand der Welt, sondern von ihrer Änderung — keiner Änderung im Zickzackweg, sondern einer einheitlichen Linie der Veränderung, einer Entwicklung: der Entwicklung des Lebens in Anpassung an seine Daseinsbedingungen und des Geistes als der höchsten und feinsten Form seiner Energien.

Wenn wir diese Entwicklung als Fortschritt werten und als Höherentwicklung bezeichnen, handeln wir allerdings als Partei; denn eben dieser Entwicklung verdanken wir ja unsere eigene „privilegierte“ Stellung im Weltall und vielfach ist eingewandt worden, eine absolute Höherwertigkeit der fortgeschritteneren Entwicklungsphasen, der organischen über die anorganische Welt, des Menschen über das Tier, des Geistes über den Stoff, lasse sich nicht nachweisen. Der Einwand ist richtig, insofern überhaupt absolute Werte im Weltall, mangels eines Wertmaßstabes, an dem sie abgelesen werden könnten, und eines Wertenden, Wertgesetze-Gebenden, der ihn geschaffen hätte, nicht bestehen.

Aber es handelt sich uns nicht um absolute Werte, sondern um Werte, die von unserm Menschen-Standpunkt aus absolut sind. Und niemand wird leugnen wollen, daß für uns die Kräfte, denen wir das Dasein verdanken, gute gewesen seien, daß wir ein besonders inniges Gemeinsamkeitsgefühl mit all dem besitzen, was zu uns und den Welten des Geistes heranzuführt, daß von unserem Standpunkt aus eine Aufwärtsentwicklung stattgefunden hat; daß wir an der Hand der Entwicklungslehre einen einheitsvollen Blick auf die Schöpfung werfen, einer großen Luftlinie, von der anorganischen

*) Siehe Aufsatz von Professor Leduc auf S. 563.

Welt über Kristalle, Pflanzen, Tiere und Urmenschen, über uns selbst der endlichen Vergeistigung entgegen, folgen können.

Wenn wir uns aber dieser Eigenschaft der Entwicklungslehre, als einer Leuchte durch die Wirrnis der Jahrmillionen, bewußt werden, so erfassen wir leicht, daß diese Lehre nicht angetan sei, im Archiv des Fachgelehrten zu schlummern, daß sie Folgerungen auslösen müsse, daß sie auf Anwendungen dringe. Welche Folgerungen nun für unsere Weltanschauung, unsere Moralbegriffe und für all die Probleme des praktischen Lebens aus der Entwicklungslehre erfließen, wollen wir uns bemühen, hier zu untersuchen.

Zunächst die *W e l t a n s c h a u u n g*s Erkenntnisse, die sich aus ihr ergeben. Wir haben oben bereits gesehen, daß die Entwicklungslehre, sei es nun von einem absoluten, jedenfalls aber von einem menschlichen Standpunkt, in dem sonst allzu leicht als sinnlos erscheinenden Durcheinander der Welt, bzw. in unserm Fall der Erde, eine einheitliche Linie aufzeigt. Von unserem menschlichen Standpunkte aus läßt sie uns das Weltgeschehen organisch begreifen und damit an diesem Geschehen ein verinnerlichtes Interesse nehmen. Mag unser Wohlgefallen an dieser uns geoffenbarten Ordnung nun auch zunächst ein überwiegend ästhetisch begründetes sein; es gibt uns als solches Fühlung mit dem All, dem wir angehören, ermöglicht es uns, unsere eigene Stellung in ihm als einem Gliede der großen Entwicklungskette, die vom Stoff zum Geiste führt, zu erfassen, uns in der Welt heimisch zu fühlen, ihren Wandlungen Teilnahme entgegenzubringen, ja sogar von unserm menschlichen Standpunkt aus immanente Zwecke in all den Geschehnissen zu ahnen, Ziele aufzudecken, denen die Entwicklung, seien es nun Ziele ihrer selbst oder eines göttlichen Urwesens oder bloß von unserm Geist geschaffene Zielpunkte, zustrebt.

Eine zweite, noch wichtigere, für uns Menschen und unser psychisches Glück bedeutungsvollere Folgerung können wir aus der Entwicklungslehre ziehen.

Wenn wir auf das Weltall und seine Rätsel schauen, so muß sich uns die Unzulänglichkeit unserer Sinne und unserer Forschungsmethoden, muß sich uns die Tatsache entgegendrängen, daß wir die Weltallsrätsel derzeit noch absolut nicht begreifen, ja, kaum noch ahnen, daß wir auf die Fragen: Woher stammt die Welt? Wohin geht sie? Was ist der Sinn des Lebens? Gibt es einen Sinn des Lebens? Was ist der Geist? keine Antwort zu geben vermögen. Diese Unkenntnis aber ist es, die für viele der besten Menschen ein schwerer Alpdruck gewesen, die uns immer wieder und wieder unsere Ohnmacht als quälende Gewißheit erscheinen ließ.

Demgegenüber zeigt die Entwicklungslehre (und dies mit einer unumstößlichen Evidenz), daß unsere Vorfahren noch vor unendlich m e h r Rätseln gestanden seien, daß gar viele von diesen sich unserem Geiste bereits gebeugt haben, daß sich eine stetige Zunahme der forschenden Kräfte des Geistes, durch die ganze Entwicklung der Menschheit hindurch, nachweisen lasse, ein stets weiteres Begreifen der Naturkräfte; daß darum eine überaus große Wahrscheinlichkeit für die Lösung der Welträtsel durch unsere Urnenkel spreche.

Gerade die Tatsache aber, daß unser Geschlecht das Weltall begreifen werde, gewinnt für uns im Lichte der Entwicklungslehre doppelt tröstliche Gestalt, weil wir nach ihr uns ja selbst als integrierenden Bestandteil der Gattung, ihrer Entwicklung und ihrer Genugtuungen auffassen müssen.

Aus der tröstenden Gewißheit künftigen Sieges können wir die Kraft zur Selbstbescheidung in der Gegenwart ziehen, wird es uns leichter, uns von all jenen kindlichen Lösungsversuchen, von all jenem trügenden Fürwahrhalten dessen, was wir wünschen, von all jenen unfruchtbaren und zeittötenden Spekulationen zu enthalten, denen sich so viele gefangen geben, bloß weil sie irgendeine, selbst unrichtige, Erkenntnis der völligen Erkenntnislosigkeit vorziehen.

Dieser Ausblick auf den fernen Zukunftssieg der Menschheit über die Rätsel und Kräfte des Alls mag jedoch auch unseren Eifer spornen und zugleich unser Verantwortungsgefühl heben. Nicht nur Trost in Hinblick auf unser heutiges Nichterkennen und Nichtvermögen, sondern auch einen neuen Lebenszweck in der Mitarbeit und im Mitstreit für das Fortschreiten der Naturerkenntnisse trägt die Entwicklungslehre an uns heran.

Und noch eine Folgerung, tröstlich über alle, läßt sich aus ihr ziehen. Daß wir nämlich ein Glied in der einen großen Kette darstellen, die ewig weitergeht, die niemals endet; daß wir nicht isoliert im Weltall dastehen und mit unserm individuellen Tode auch ganz vergehen, sondern daß etwas von uns weiterlebt, seien es unsere Kinder, die uns fortsetzen, seien es unsere Werke, die neue Werke zeugen, sei es nur jene anonyme Mitarbeit am großen Entwicklungswerke, von der auch die Kreidetierchen, die Englands Küste aufgebaut haben, die Sklaven, die die Pyramiden mitgeschaffen, und die emsigen Arbeitsbienen unserer Städte nicht ausgeschlossen sind.

Wir erkennen so, daß wir nicht umsonst auf dieser Erde weilen, daß wir einem höhern Zwecke dienen, daß wir einen Daseinsgrund haben, und das wieder muß uns aufrechterhalten, Trost im Leide verleihen und Stärkung im Nichtigkeitsgefühl.

Fassen wir also zusammen, daß die Entwicklungslehre uns gewaltiges Material zum Aufbau einer modernen Weltanschauung gibt. Eingeräumt, daß noch der Tiefen viele übrig bleiben, in die sie nicht leuchtet, deren Erhellung andern grübelnden Kräften vorbehalten bleibt, auf jeden Fall verdanken wir ihr doch gerade jene Werte, die unserer psychischen Gesundheit und Kraft zugute kommen: Ausblick zum endlichen Weltensiege des Menschen, Einigkeitsgefühl mit dem All und seinen entwickelnden Kräften, ein Begreifen des Lebenszweckes der Gattung und unser selbst und Mut über den Tod hinaus.

* * *

Auch neue moralische Gesichtspunkte auf Grund der Entwicklungslehre festzulegen, dürfen wir versuchen*). Sie enthält die Elemente zu einem modernen, wissenschaftlich haltbaren Moralkodex, ohne daß wir auf irgend ein metaphysisches System, das sich ja beim gegenwärtigen Stande unserer philosophischen Methoden und Möglichkeiten nicht nachweisen ließe, als Grundlage zu greifen haben. Wir können in der Tat eine zuverlässige Basis für Aufstellung moralischer Forderungen finden, wenn wir unsere Stellung in der Natur ins Auge fassen. Wir sind keine Sonderheit im Weltall, wir bilden einen integrierenden Bestandteil der organischen Schöpfung, wir müssen unsern Platz, der uns von der Natur gewiesen, ausfüllen, die von

*) Siehe meinen Aufsatz: „Möglichkeiten der Moral“ in der Aprilnummer 1910.

der Natur uns bestimmte Rolle spielen. Tun wir es nicht, so setzen wir uns nicht nur selbst außerhalb der Kontinuität der Naturentwicklung, die jedes Wesen in den Grenzen ihrer Gesetze beschützt und beschirmt, wir werden auch wertlos für die Natur und ihre immanenten Ziele überhaupt; und mögen wir nun die Bewegung nach diesen Zielen im pantheistischen Sinne als eine reale, gewollte Entwicklung oder mögen wir sie bloß als Tatsache auffassen und uns dieser Tatsache anbequemen, in jedem Falle stehen wir vor dem Gebot, unsere Rolle im Naturgeschehen zu erfüllen. Akzeptieren wir aber den Imperativ, unsere von der Natur gegebene Aufgabe zu erfüllen, so müssen wir uns fragen: Worin besteht diese Aufgabe? Und da gibt uns die Entwicklungslehre zur Antwort:

Alle die vielen Generationen von Pflanzen und Tieren und Menschen, die im Laufe der Jahrmillionen versunken, haben eines hinterlassen als Spur ihrer Erdentage: Die Vorbahnung neuer höherer Rassen und Arten. In ihr allein vermochten sie der Natur, dem großen Ganzen gegenüber, das sie selbst erzeugt, zu Gebenden zu werden, in jener Vorbahnung liegt, vom Standpunkt des großen Ganzen betrachtet, ihr immanenter Zweck, ihre natürliche Bestimmung. So auch für uns: Wollen wir unsern Naturberuf erfüllen, müssen wir uns anschließen als n ü t z l i c h e G l i e d e r der großen Kette, müssen ihr Weitergang sein und müssen ihn befördern; müssen uns selbst vervollkommen, in uns die Gattung steigern, müssen bewußt alles vorkehren und fördern, was den organischen Entwicklungsgrad der Menschheit emporhebt. So kommen wir zum kategorischen Imperativ, alle unsere Handlungen unter dem Gesichtspunkte der Förderung des Menschheitsfortschritts, sei es auch, daß die Einzelhandlung nur in unendlich kleinen Folgen, in unendlich kleiner Sphäre auf die Gesamtentwicklung Einfluß nehme, einzurichten.

Welches sind nun die Möglichkeiten praktischer Anwendung dieses Grundsatzes, was das Alltagsleben anlangt und die vielen Probleme desselben, wo wir die Wahl haben, rechts oder links zu gehen?

Ergibt sich bereits aus dem Imperative der Erfüllung unseres Naturberufes die Forderung, größte I n t e n s i t ä t unseres geistigen Lebens anzustreben, wie M. Deshumbert in seinem Buche „La morale de la nature“, das als erste Monographie unserer französischen Institutssektion allen deren Mitgliedern zugeht, näher ausführt, so muß diese Pflicht im Sinne der Entwicklungslehre zur Pflicht der S e l b s t v e r v o l l k o m m n u n g sich ausbauen. Wir müssen uns selbst zum Tempel des Geistes gestalten, wo neue Ideen keimen, neue Gefühle sich weiten, die Gattung einen höhern Standpunkt erreicht.

Wir dürfen uns weder von Alltagssorgen, noch von schwerem Lebensleid niederziehen lassen, müssen stets wieder emporschnellen zum freien Überblick, zur Gedankenarbeit; alle Ausschweifungen, die Körper und Geist zerrütten, vermeiden, die möglichste Erhöhung unserer geistigen und sozialen Leistungsfähigkeit stets im Auge behalten, jeder in seinem Kreise an der eigenen Vervollkommnung und der Vervollkommnung der Gruppe, der er angehört, arbeiten.

Alle Situationen müssen wir fliehen, allen Versuchungen uns entgegenwerfen, die uns zur Fälschung unserer Gefühle, zur Verleugnung unserer Überzeugungen, zum Betrug an uns selbst und unseren Freunden veranlassen mögen. Und ein charakteristischer Ausblick eröffnet sich von dieser Warte auf das Problem der T r e u e in Liebe und Ehe:

Überlegung — Prüfung bis zum äußersten, ob die Bahn für große Gefühle wahrhaft gegeben sei, — Widerstand dem dahineilenden Rausch, aber Hingabe in voller Inbrunst an einmal erwählte Verbindung, Ausschöpfen all jener Quellen seelischer Kraft, die aus den Zentralgefühlen des Tieres und des Menschen fließen. Und wieder, wenn das Gefühl erstirbt, wenn seine Heuchelung zur lähmenden Kette würde: frei und offen, in Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und andere, die Konsequenzen davon ziehen. — Wenn sich einem erstorbenen Gefühl eine andere große Empfindung entgegenstellt: nicht etwa, im steten Betrug des ungeliebten Gatten, in einem zeitlichen Nebeneinander einer liebessbaren Ehe und einer ehebrecherischen Liebe ein kräfteverzehrendes, jeden Höhenflug hemmendes Kompromiß suchen: dem einen oder dem andern Gesetz ganz gehören.

Auch die offizielle Polygamie des Ostens, Feindin jedes großen einheitlichen Gefühls genau so wie ihre Schwester, die unoffizielle des Westens, ist mit der Moral der Entwicklungslehre unverträglich. Das Nacheinander großer Empfindungen hingegen, jede aufs neue den Geist und seine Kräfte aufrüttelnd, vor langsamem Dahinschlafem bewahrend, läßt sich ebenso rechtfertigen, wie die wahre, lebenslängliche Monogamie konservativer Naturen, die von der Epoche der himmelstürmenden Liebe zu der der Freundschaft und des gemeinsamen Schaffens vorwärtsschreiten ¹⁾.

Auch die Gattenwahl an sich gibt Gesichtspunkten der Wissenschaft und insbesondere des Entwicklungsgedankens Raum. So fordert ja bekanntlich schon heute eine große englische Gesellschaft, die „Eugenics Society“, vom einzelnen, in der Wahl des Gatten zu berücksichtigen, ob gerade aus dieser Verbindung eine neue höhere Synthese in edlen Kindern erwachsen könne; von der Gesamtheit, solche Ehen, die zweifellos zu daseins-untüchtigen oder gattung-niederziehenden Sprößlingen führen würden (Ehen von unheilbar Kranken, von Trinkern usw.) zu verhindern.

Auch auf das Problem der Kindererzeugung an sich bzw. auf die Frage, ob über alle persönlichen Ungelegenheiten hinaus die Kinderzeugung eine moralische Pflicht sei**), läßt sich vom Gesichtspunkt der Entwicklungslehre aus antworten. Es ist Pflicht eines edlen Volkes, das, wie die Franzosen, unendlich vieles für die Kultur getan und noch unendlich vieles für die Kultur tut, sich selbst zu erhalten: Der Rasse-Selbstmord des französischen Volkes würde die Menschheit der bedeutungsvollsten Möglichkeiten kultureller Weiterentwicklung berauben; als Aufgabe der französischen Familien, der französischen Frauen gegenüber der Menschheit und ihrem Fortschritt muß es daher angesprochen werden, sich selbst, ihr Volk und ihre Kultur in die Zukunft hinüberzutragen.

Noch größere Imperative stellt die Entwicklungslehre den geborenen Kindern gegenüber auf: Alle großen Triebe in ihnen zu wecken, in Schule und Haus, unter Anwendung der wissenschaftlichen Erkenntnisse von der Bildungsfähigkeit des kindlichen Geistes (wie solche sich mehr und mehr in Amerika vor allem Geltung verschaffen), die werdende Generation in Leitung und systematischer Ausweitung ihrer angeborenen Instinkte zu einem Kunstwerk zu gestalten.

*) Siehe meinen Aufsatz: „Möglichkeiten der Ehe“ in der Septembernummer 1908.

**) Siehe die Enquete über die Entvölkerungsfrage Frankreichs in unserer französischen Ausgabe.

Für alle Elternpaare genau wie für den Staat erfließt die Pflicht, keine Ausgabe zu scheuen, um Erziehungs- und Schulsystem zu vervollkommen, weil gerade in der Vervollkommnung der Jugenderziehung das allerbedeutungsvollste Moment für den Fortschritt der Gattung liegt.

An den einzelnen Vater aber ergeht der Ruf, nicht bloß die praktische Verwertbarkeit der Erkenntnisse, die seinem Sohn und seiner Tochter geboten werden müssen, im Auge zu behalten, sondern in ihnen auch jene besonderen persönlichen Talente zu fördern, vermöge deren sie vielleicht dereinst der Gattung nützlich werden können. An den Staat ergeht der Ruf, durch striktes Verbot der Kinderarbeit und durch schärfste Beaufsichtigung der Bedingungen, unter denen die Jugend arbeitet, deren physische und psychische Degeneration zu verhüten, wie überhaupt, durch planvolle Gesetzgebung auf den Gebieten der Fabrikhygiene und Fabrikinspektion, des Arbeiterschutzes, des Verbotes gesundheitschädigender Frauenarbeit, dem Verderben der Rasse vorzubeugen*).

Dem Einzelnen erfließt aus dem Imperativ der Entwicklungslehre die Pflicht, jede solche soziale Reform, jede wissenschaftliche, jede Kulturbestrebung zu fördern, seine persönlichen Kräfte in deren Dienst zu stellen, seinen ökonomischen Reichtum den großen Fortschrittsbewegungen nutzbar zu machen. Ja, diese Pflicht kann vielleicht als Kernimperativ der Fortschrittsmoral, als klarste Ableitung moralischer Werte von den Prinzipien der Entwicklungslehre aufgefaßt werden.

Soll aber der einzelne sich im Dienst der von ihm als Höherentwicklung erkannten Linie betätigen, so soll er darum dem andern, der einer andern subjektiven Wahrheit dient, nicht entgegentreten. Denn nur aus der freien Entwicklung aller Triebe und Ideen, aus deren Daseinskampf in höherer, geschichtlicher Sphäre, der kein Daseinskampf der Menschen, die ihre Träger sind, zu sein braucht, kann in Auslese der besten, geschichtlichen Werte der wahre Fortschritt erstehen: Die Toleranz wird somit zu einer von unserm System geforderten Tugend.

Eine weitere wichtige Ableitung ergibt sich, wenn wir die Tatsache ins Auge fassen, daß der Fortschritt der Gattung nur im Rahmen geordneter menschlicher Gemeinschaft möglich ist; alle antisozialen Handlungen müssen so als schlecht, auch im Sinne des Gattungsfortschritts und der Entwicklungslehre, aufgefaßt werden. Und so werden jene erfahrungsgeborenen Imperative der alten Religionen und Moralsysteme, wie sie sich besonders charakteristisch in den 10 Geboten resp. den Geboten 3—8: „Kindesliebe, Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben, geschlechtliche Selbstbeherrschung, Heiligung des in gegebener Gesellschaft gegebenen Eigentums und Rechtszustands, Wahrheitsliebe“, sich ausprägen, auch zu Tugenden der neuen Lehre. Ebenso und in noch höherem Grade jene Grundsätze des Christentums (Liebe deinen Nächsten wie dich selbst), die, lange Zeit halb verstanden und nur unvollkommen geübt, im sozialen Solidaritätsprinzip unserer Zeitepoche vor allem auch im modernen republikanischen Frankreich ein weites Feld moderner sozialer Entwicklung gefunden haben.

*) Siehe meinen Aufsatz über die Zukunft der Rasse, in der Januarnummer 1909, sowie die Ausführungen über die schwerwiegenden Momente der Rassendegeneration in der Frühzeit des Proletariats, in der den Mitgliedern unseres Instituts zugehenden Studie über „Das moderne Proletariat“.

In einer Beziehung aber insbesondere lassen sich die Grundsätze sozialer Moral von unserer wissenschaftlichen Basis ableiten. Im Tagesleben ergeben sich immer wieder und wieder für jeden von uns Situationen, in denen wir vor die Wahl gestellt sind, ob wir uns selbst ein kleines oder aber unserm Nächsten ein großes Gut zuwenden, ob wir ein kleines Opfer auf uns nehmen sollen, um unserm Nächsten große Leidlinderung zu bringen. Würden wir alle nach diesem Grundsatz handeln: das größte Glück zu wollen, gleichviel, ob es im gegebenen Falle uns selbst oder dem andern zuteil werde, und würde dieser Grundsatz von allen anderen Mitgliedern unserer Gemeinschaft ohne Ausnahme geteilt werden, würde im Sinne dieses Reziprozitätsgesetzes uns selbst wieder von Vierten vergolten werden, was wir dem Dritten getan: Die allgemeine Glückssumme, die an alle Gemeinschaftsglieder zur Verteilung käme, müßte eine unvergleichlich größere sein, als heute, wo nur allzu viele die Möglichkeit, ein größeres Glücksquantum hervorzurufen, versinken lassen, um sich selbst kleineren Vorteil zuzuwenden. Nehmen wir ein Beispiel: In einer von zwei Nachbarsfamilien erschöpft Krankheit die schwachen Ressourcen; schwerem Leid könnte durch kleine Summen gesteuert werden; aber da diese fehlen, da kein Kredit vorhanden, versinken die Menschen in Tod und Elend. Käme ihnen vom Nachbar Hilfe, könnte dieser gewiß sein, daß ihm in ähnlichem oder anderm Fall gleiche Wohltat zuteil würde, so könnte all das Unglück vermieden werden. Gewiß, eben dieser Grundsatz ist uralte; vielfach durch alle die Jahrhunderte und neuerdings in den Settlements Englands und Amerikas sogar planvoll bewußt wird solche nachbarliche Hilfstätigkeit geübt. Aber in sehr vielen Fällen kann sie nicht geübt werden, weil eben das Gesetz der Reziprozität nicht hinreichend allgemeine Macht geworden, weil eben der einzelne damit nicht rechnen kann, daß die Hilfe, die er dem Nachbar reicht, eventuell von einem andern Nachbar ihm vergolten werde.

Oder wieder ein anderer Fall, individueller gehalten: Ein Reicher, den Freuden des privilegierten Reichtums feind, hingegeben den großen Erlöserideen der Moderne, vertraut mit den Forderungen unserer Lehre . . . vernimmt mitten im eigenen Schaffen den Hilferuf Gleichwollender, Notgefiesselter — und reicht Bruchteil um Bruchteil seines Besitztums und lindert leibliche und geistige Not mit relativ geringen Summen, eröffnet Möglichkeiten des Studiums, des menschlichen Glückes, ja, vielleicht sogar fruchtbarer, der Gattung dienender Betätigung — — — Und doch; das Reziprozitätsgesetz hat noch nicht Kraft. — — — Selbst, in Verfolgung gattungshobender Ideen in schwierige materielle Lage geraten, findet sich niemand, um sein Werk zu stützen, um für seine, in Hochsinn zersplitterten Kräfte Ersatz zu schaffen. Er bleibt allein. Er hat seine eigene Stellung im Daseinskampf geschädigt, sich selbst den Aufstieg verammelt — gleichgültig, um welche Preise — er hat der Allgemeinheit sein eigenes Werk vorenthalten, das Werk eines offenbar Hingebenden; er hat im letzten Grunde dem Gattungsfortschritt entgegengehandelt, wo er doch demselben zu dienen glaubte und ihm gedient hätte, würde das Gesetz wechselseitigen Beistandes bereits bestehen.

■ Schon aus diesen wenigen Beispielen mag erhellen, wie die Anerkennung dieses Prinzips der Reziprozität allen Mitgliedern der gegebenen Gemeinschaft zum Nutzen gereichen müßte, welch unendlichen Wert die Suggestierung dieses moralischen Gesetzes, die Festwurzelung desselben im Seelenleben der

Massen für Glück und Fortschritt der Gemeinschaft besäße. Es liegt darum durchaus im Sinne der Entwicklungslehre, zu behaupten, daß alle ihre Anhänger nicht sowohl heute im Sinne eines noch nicht bestehenden Reziprozitätsgesetzes handeln, als vielmehr diesem Gesetze zum Siege zu verhelfen trachten sollen.

Endlicher Sieg läßt sich freilich auf dem Boden unserer heutigen, auf dem Kampf aller gegen alle beruhenden Wirtschaftsordnung nicht erzielen, weil sich der wirtschaftliche Kampf eben im Uneinigungsgefühl der Menschen spiegelt. Erst eine auf dem Genossenschaftsprinzip beruhende sozialistische Wirtschaftsordnung mag jene Tugenden und Instinkte gegenseitiger Hilfeleistung, wie sie heute im kleinen im Rahmen der Produktivgenossenschaften entwickelt werden*), im großen ersprießen lassen. Aber schon heute mag in den Grenzen des Möglichen der Imperativ wechselseitiger Hilfeleistung als eine der obersten, aus wissenschaftlicher Erkenntnis und Fortschrittsmoral erhellenden Pflichten verkündet werden.

* * *

Haben wir im Vorhergehenden die Anwendungen der Entwicklungslehre auf die individuelle Moral versucht, so sei zum Schlusse noch weiterer Anwendungen für die soziale und kulturelle Entwicklung der Völker gedacht. Haben wir gesehen, daß es Pflicht des Einzelnen ist, jedes Unternehmen sozialer und kultureller Moral zu fördern, so steht dem naturgemäß die Pflicht der Gesamtheit gegenüber, ihre eigene organische Höherentwicklung als letzten Selbstzweck ihrer politischen und sozialen Betätigung aufzusagen; nicht bloß der immanenten Entwicklung der Gattung die Herausarbeitung immer höherer Formen zu überlassen, sondern bewußt Fortschrittszeugend vorzugehen.

Welche sozialen und kulturellen Reformen tatsächlich in der Richtung des Gattungsfortschritts liegen, läßt sich allerdings aus der Entwicklungslehre selbst nicht nachweisen. Dies ist eine Tatfrage, welche von der Sozialwissenschaft auf Grund der einzelnen Umstände zu beantworten ist. . . Nach Ansicht vieler tiefgründig forschender Zeitgenossen wird es wesentlichste Aufgabe unseres Jahrhunderts werden, die Umwandlung der individualistischen, anarchischen in eine von der Gesamtheit selbst wissenschaftlich und planvoll geleitete Güterproduktion, d. h. die Verwirklichung der sozialistischen Idee, herbeizuführen. Nach Ansicht dieser gleichen Gruppe wird es der Gesamtheit dann erst möglich werden, die Güterproduktion und alles andere Gemeinschaftsleben der Menschheit planvoll, d. i. im Hinblick auf das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl, sowie auch auf ihre eigene Höherentwicklung, durchzuführen. Ebenso würde dann sämtlichen begabten Kindern des Volkes, ohne Ausnahme derer, die heute durch die ökonomische Mißlage der Eltern verhindert sind, höhere Studien zu treiben und an der Kulturarbeit teilzunehmen, dieser Weg erschlossen werden und würden so die für die fortschrittliche Entwicklung der Gattung in Frage stehenden Kräfte vermehrt, der Fortschritt gefördert werden.

Ob dies anzunehmen sei, kann allerdings nur außerhalb unserer heutigen Untersuchung gezeigt werden **).

*) Siehe den bezüglichen Abschnitt in der Monographie unseres Institutes: Das moderne Proletariat.

**) Siehe meinen Aufsatz in der Mainummer 1910: Sozialismus und Kultur.

Was eine zweite große Frage unserer Zeit, die der Wertung allgemeiner Volksbildung, anlangt, ist eine direktere Anwendung der Prinzipien der Entwicklungslehre möglich. Würden wir nämlich von einer solchen absehen, so könnte mit immerhin gewichtigen Argumenten darauf hingewiesen werden, daß die Bildung, die so viele neue Bedürfnisse erzeugt, die von den armen Volksklassen nicht befriedigt werden können, diese dadurch minder glücklich mache, darum zu verwerfen sei. Begreifen wir jedoch, daß das Glück der größtmöglichen Zahl nicht letzter und einziger Imperativ sozialer Betätigung sei, sondern die Förderung des Gattungsfortschritts, dann wird es sofort klar, daß die höhere Bildung, weil an sich eine organische Vervollkommenung des geistigen Lebens der Volksgesamtheit darstellend, unbedingt zu fördern sei. Ferner, daß es im Interesse möglichst reicher Erfindungstätigkeit sowie kultureller Betätigung überhaupt liege, einen großen reichen Kreis von Talenten heranzuziehen resp. dessen Rekrutierung nicht bloß auf die besitzenden Klassen zu beschränken, sondern auch allen anderen Talenten die Möglichkeit, sich im Dienste des Gattungsfortschritts zu betätigen, zu geben.

Insolange der oben gekennzeichnete Weg sozialistischer Reform noch Utopie bleiben muß, stehen für Herbeiführung dieses Zieles nur die **V o l k s - u n i v e r s i t ä t e n** zur Verfügung. Dieselben bestehen bekanntlich in vielen Ländern und sind insbesondere in Norwegen und Dänemark in vollkommener Weise ausgebaut *); ihrem Zwecke intellektueller Bereicherung und Beglückung der breiten Massen dienen sie in ausgezeichneter Weise. Damit jedoch der von der Entwicklungslehre geforderte spezifische Zweck der Heranbildung von Mitarbeitern am Gattungsfortschritt erreicht werde, müßten diese Volksuniversitäten ausgebaut werden, und zwar müßte zunächst ein weiter Kranz von Volksvorlesungen errichtet werden, welcher die breiten Massen heranzöge und in Prüfung der freiwillig sich Meldenden eine Auslese der Besten erfolge **). Dieselben müßten mit Stipendien des Staates resp. der Anstalt an eigenen Volksmittelschulen vereinigt werden. Die Kurse müßten des Abends stattfinden und so den Hörern die Möglichkeit bieten, tagsüber ihrem Broterwerb nachzugehen und einen Teil ihres Lebensunterhaltes zu verdienen, so daß bloß die Bestreitung des Restes dem Stipendium überlassen bliebe. Die Besten dieser Kurse wären dann mit Stipendien an die staatlichen Hochschulen zu senden, um sich an ihnen zum Forscherberufe auszubilden. Eine an Zahl kleine, an Talent reiche Auslese der Besten aus den Reihen der arbeitenden Klasse würde so für kulturelle Betätigung gewonnen werden und könnte diese Auslese eine heute noch unabsehbare Bedeutung für den Gattungsfortschritt erlangen.

Was die eigentliche soziale Gesetzgebung, speziell auch die derzeit im Vordergrund des sozialen Interesses stehende **Sozialversicherung** anlangt, so ist vielfach behauptet worden, daß sie, vom Standpunkt der Entwicklungslehre gesehen, schädlich sei, daß durch diese Schutzgesetze die natürliche Ausschaltung der zum Daseinskampfe Unfähigen verhindert werde. Eine Auffassung, die überaus einseitig und infolge der vielen von ihr unberücksichtigten Gegentendenzen unhaltbar ist ***).

Zunächst ist es gar nicht richtig, daß diejenigen Personen, welche durch die Sozialversicherungsgesetzgebung dem Untergang entrissen werden, tat-

*) Siehe meinen Aufsatz in der Aprilnummer 1908, sowie die Monographie unseres Instituts: Das moderne Proletariat.

**) Siehe näher meinen Aufsatz in der Aprilnummer 1908.

***) Siehe meinen Aufsatz in der Mainummer 1909.

sächlich minderwertig seien. Krankheit und Unfälle mögen auch den Tüchtigen, den vielleicht sehr Begabten treffen. Alt werden gewiß die Guten wie die Bösen. Außerdem aber entspricht diese Gesetzgebung so sehr dem modernen humanitären Empfinden, daß sie als solche, unbeschadet ihrer realen Einzelkonsequenzen, eine höhere Organisation der Gesellschaft darstellt, einen organischen Fortschritt der Gesellschaft bedeutet.

Sehr wichtig vom Standpunkt der Entwicklungslehre ist es jedoch, daß alle Unterstützung an Hilfsbedürftige als Recht und nicht als Almosen gegeben werde, auf daß Selbstbewußtsein und Würde in den Empfängern nicht ertötet werden (wie ja niemand dem stolzen Aufwärtsflug des Geistes ferner steht als der in den Ecken sich krümmende Bettler, der unserer derzeitigen planlosen Hilfstätigkeit entspricht). Können die Greise ihre Altersunterstützung als Teil des ihnen von der Gesellschaft für ihr Lebenstagewerk gebührenden Lohnes auffassen, dann werden sie auch in ihrer Alterszeit den Reihen der stolzen Charaktere bewahrt bleiben.

Verwandte Gesichtspunkte gelten auch für alle demokratischen Reformen. Sie mögen im einzelnen, insbesondere wenn sie den Talenten der breiten Schichten freie Entwicklungsmöglichkeit geben, auch an sich eine spezifisch fortschrittliche Einwirkung haben, aber auch unabhängig davon erheben sie Selbstbewußtsein und Würde der Massen, heben die Gattung.

Auch die Bewegung für soziale und politische Gleichstellung der Frauen, für Verbesserung ihrer Bildungsmöglichkeiten verdient vom Standpunkt der Entwicklungslehre regste Förderung. In der Frauenwelt selbst werden dadurch alle Talente geweckt, die bisher mangels richtiger Erziehung schlummerten; es kommt aber auch den Kindern zugute, wenn höhergebildete Mütter ihre ersten Schritte lenken, ihren reifern Bildungsgang vorbereiten und überwachen.

In einer andern Beziehung liegen ferner alle auf Trunksucht bekämpfung hinzielenden Bestrebungen im Sinne unseres Ideals der Gattungservollkommenung. Das gräßlichste Bleigewicht an den Füßen der Menschen, das an tausend Stellen zugleich gespenstisch in Erscheinung tritt, immer und überall aber, ob auch ungesehen, das Mark der Masse wie des Individuums verzehrt, ist ja der Alkoholismus. Selbst in seinen leichtern Formen schädigt er schwer die Flugkraft der Gefühle, mißt dem natürlichen Funktionieren des Geistes einen Radschuh an. In seinen schweren Formen überträgt er seine Lähmungen auf die nachfolgenden Generationen, ist der Feind der Rassengesamtheit, wirkt als Erbsünde. *)

Auch eine Reform des Strafrechts und des Strafvollzuges ergibt sich aus unseren Grundsätzen. Dieselben sollen nicht Schmerz zufügen, um Sühne zu erreichen, sondern die Besserung des Ausgestoßenen, seine Wiedergewinnung für das soziale Leben, in den Mittelpunkt ihrer Zielsetzungen stellen **).

Daß ferner alle auf Ausgestaltung der Hochschulen, Laboratorien und Forschungsmöglichkeiten gerichteten Maßnahmen im eminentesten Sinne der von der Entwicklungslehre abgeleiteten Imperative gelegen sind, ist von vornherein klar. Ebenso jede Förderung der Kunst, die ja als solche eine organische Veredlung der Gattung bedeutet.

*) Siehe meinen Aufsatz in der Dezemberrnummer 1908.

**) Siehe meinen Aufsatz über die Bewegung zum gesetzlichen Alkoholverbot in der Januarnummer 1910.

Überaus tiefgehend wären dann auch die möglichen Anwendungen der Entwicklungslehre auf das religiöse Problem unserer Zeit. Wir haben bereits gesehen, daß sie Bausteine zu einer neuen Weltanschauung und zu einer neuen Moral liefert, daß sie somit auf zwei wichtigsten Linien das Erbe der alten Religionen anzutreten befähigt ist. Auch in einem dritten Punkt könnte sie an Stelle der überlebten, noch nicht ersetzten religiösen Lehren treten: Auch sie ist fähig, sonntäglichen Weiheversammlungen Gehalt zu geben. Warum erhalten sich in der Tat die Gottesdienste durch alle Kämpfe hindurch, allem wachsenden Agnostizismus zum Trotz? Was ist es, das im Kampf ums Dasein der Stimmungen, die Frauen vor allen, dazu bestimmt, des Sonntags lieber zur Kirche zu gehen, als nicht zu gehen? Was ist neben der Macht der Tradition das in dieser Beziehung entscheidungsvolle Moment? Der Umstand wohl, daß in der Kirche eine dem Tageslärm entrückte Stimmung geboten wird, in der der einzelne, Mühsalgeplagte, in engen Gesichtskreis Gebannte Föhlung mit den großen Problemen der menschlichen Seele gewinnt.

Schon hat sich in den fortgeschrittenen protestantischen Ländern und ebenso bei den reformfreundlichen Gemeinden Indiens und Japans eine Entwicklung vollzogen derart, daß in den sonntäglichen Versammlungen (die auch im fernen Osten akzeptiert werden) nicht mehr der Dienst der alten Götter, sondern die Pflege humanitärer Gesinnung und sozialer Reformen in den Vordergrund gestellt wird. Besonders die soziale Hilfstätigkeit bildet den wahren Gegenstand der kirchlichen Betrachtung jener freiprotestantischen Richtungen, welche in Amerika, Australien und England bereits die Mehrheit resp. eine starke Minderheit der Bevölkerung umfassen.

In Australien, dem Land der Moderne, geht man vielfach weiter, läßt in den Hymnen und der Sonntagspredigt den vollen Gehalt moderner Wissenschaft widerklingen, ersetzt die letzten Reste traditionellen Christentums durch Predigt sozialer Reformen. Nur die Form selbst, der Rahmen der sonntäglichen Weiheversammlung mit ihrem Nacheinander von Orgel, Chorgesang, Predigt und individueller Erbauung bleibt bestehen, eine Form, die der Menschheit zum Bedürfnis geworden zu sein scheint.

Ähnlich und von anderer Seite nähern sich auch die periodischen Versammlungen des deutschen Monistenbundes, der französischen „Union des libres penseurs et libres croyants pour la culture morale“ diesen Weiheversammlungen *).

Was allen diesen schönen Entwicklungen noch fehlt, das ist ein großes einheitliches Prinzip, das das christliche Dogma wahrhaft zu ersetzen, den naturgemäß nur unvollkommenen Eklektizismus der oben geschilderten Gemeinden abzulösen vermöchte. Die Entwicklungslehre allein ist in der Lage, nach allen drei Richtungen: Weltanschauung, Moral und Leben, neue, dem Christentum ebenbürtige Werte zu geben, und unendlich ist der Reichtum der Möglichkeiten für Sonntagspredigt, Hymnen, Sonntagschulen der Kinder und Bildung von Spezialkomitees der Gemeinde, der von ihr ausgeht. Der Prediger mag berichten über eine neue wissenschaftliche Entdeckung oder technische Erfindung, über eine neue große, im Auslande verwirklichte oder daheim geplante Sozialreform, über irgendeine Tatsache des Gattungsfortschritts. Er wird dabei einerseits seine Hörer in

*) Siehe meinen Aufsatz: „Die religiöse Weltkrise“ in der Aprilnummer 1908.

Führung mit der Gattungsentwicklung erhalten, er wird in ihnen andererseits den Wunsch, an derselben mitzuschaffen, entfachen, er gibt ihnen also sowohl den geistigen Gehalt der Entwicklungslehre, als er in ihnen auch deren moralische Imperative ausbildet; und diese beiden Seelenkräfte sind im modernen Menschen gewiß ebenso stark, als es die religiöse Innigkeit in den Menschen der Vergangenheit gewesen sein mag. Wenn die Gemeinde als solche oder von ihr gebildete Komitees der Männer für soziale Reform, der Frauen für humanitäre Hilfe, der Kinder für Selbstbildung des Körpers und Geistes, all dem auch konkrete Arbeit gesellen, kann damit auch über die seelische Erhebung hinaus unendlich viel praktisch Gutes geschaffen werden.

Vielleicht ist es dereinst den Gruppen unseres Institutes, die ja dem Austausch fortschrittlicher Erfahrungen, der Pflege des Fortschrittsideals dienen, möglich, auch diese seelisch bereichernde Kraft der gleichen Idee in ihren Kreis einzubeziehen und ihre Mitglieder in periodischen Versammlungen zu vereinen, in denen ihnen allen die seelisch bereichernden, trostvollen, erhebenden Werte des aus der Entwicklungslehre fließenden Fortschrittsideals geboten werden.



KORRESPONDENZEN

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG

LEOPOLD KATSCHER: VOM INTERNATIONALEN WOHNUNGSKONGRESS IN WIEN.

(Nachdruck untersagt.)



ANLÄSSLICH der Weltausstellung, die im Jahre 1889 zur Erinnerung an die hundert Jahre vorher ausgebrochene „große“ französische Revolution veranstaltet wurde, traten in Paris zum ersten Male Angehörige aller Kulturstaaen zu einer gemeinsamen Beratung über Fragen der Wohnungsreform zusammen. Seither tagt alle zwei bis drei Jahre ein „internationaler Wohnungskongreß“ bald hier, bald dort. Aus dem kleinen Kreis von Privatpersonen, der sich vor 21 Jahren in der schönen Seinstadt zusammenfand, ist allmählich eine gewaltige Organisation geworden von Staats- und Gemeindevertretern, öffentlichen Körperschaften, Praktikern und Fachgelehrten, Mitgliedern aller Parteien und Berufskreise — kurz: eine Zusammenfassung vieler Hunderter von Behörden und Personen, die entweder aus einer wirtschaftlichen Zwangslage heraus oder aus volksfreundlichem Interesse an der Gestaltung des Wohnungswesens Anteil nehmen. Die Kongreßdebatten, anfänglich von geringen praktischen Folgen begleitet, erweisen sich schon seit längerer Zeit als recht fruchtbar; die von ihnen ausgehenden Anregungen und Empfehlungen finden bei den Gesetzgebungen, den Regierungen und den großstädtischen Verwaltungsobrigkeiten eine immer lebhaftere Beachtung, die sich in der Praxis segensreich geltend zu machen begonnen hat.

Dieser Fortschritt ist beileibe kein überstürzter gewesen; er hat vielmehr, wie leider fast jedes gute Ding, „Weile gehabt“. Die seit kurzer Zeit in befriedigender Weise vorwärtskommenden Wohnungsreformbestrebungen sind in manchen Ländern schon ziemlich alt, früher jedoch recht langsam weitergekrochen. In dem industriereichen Belgien, welches die argen Schatten-seiten der Arbeiterwohnverhältnisse frühzeitig kennen lernte, wurde schon vor 73 Jahren ein Ausschuß zur Erforschung von Abhilfsmitteln für die Hauptstadt Brüssel eingesetzt. In England trat bereits 1841 die erste gemeinnützige Baugesellschaft ins Leben. In Frankreich hatten 1850 die von Blanqui u. a. veröffentlichten Schilderungen der schlimmen Pariser Wohnzustände eine Aktion des Parlaments der Republik zur Folge. Aber all diese Anfänge verliefen sehr lange mehr oder minder im Sande. Was Deutschland betrifft, so tauchten schon bald nach 1848, als die einschlägigen Nachteile des beginnenden industriellen Aufschwungs sich fühlbar zu machen angingen, allerlei Verbesserungsvorschläge auf, die die Bildung von Baugenossenschaften und die Einmischung der Stadtverwaltungen betrafen; allein alles weitere ruhte, bis 1872 der neugegründete Verein für Sozialpolitik die Wohnungsfrage aufgriff, mit der sich einige Jahre später auch noch zwei

andere hervorragende Vereine beschäftigten. Aber es geschah wieder nichts bis 1886; damals entwickelte Miquel sein berühmt gewordenes Programm der Aufgaben des Staates, der Gemeinden, der Gesetzgebung, der Genossenschaften und der privaten Initiative in Sachen der Wohnungsfrage. Erst von da an datiert in Deutschland eine wirkliche Wohnungsreformbewegung, die denn auch bald greifbare praktische Ergebnisse zeitigte, besonders seit dem ersten reichsdeutschen Wohnungskongreß, der 1904 in Frankfurt a. M. tagte und dem — nebenbei bemerkt — im nächsten Jahr ein zweiter folgen wird, veranstaltet von dem rührigen, unter Dr. Karl v. Mangoldts altbewährter Leitung stehenden Deutschen Verein für Wohnungsreform.

Inzwischen hat vor kurzem — Juni d. Js. — in Wien der Neunte Internationale Wohnungskongreß unter geradezu überwältigender amtlicher wie privater Beteiligung getagt und seine ebenso reiche wie interessante und wichtige Tagesordnung zu gutem Ende geführt. Die Fülle der auf seinen Beratungen zutage getretenen wertvollen Vorschläge kann nicht verfehlen, allenthalben auf fruchtbaren Boden zu fallen — ganz besonders in dem puncto Wohnungsreform noch sehr, sehr rückständigen Wien und Österreich. Scheinbar war es eine Kühnheit, gerade diesen Kongreß gerade hierher einzuberufen, wo es so viel Wohnungselend (etwa 750 000 Personen, die zu je drei bis elf in einem Raum wohnen!), so wenig Reformbauten und sogut wie gar keine kommunale Wohnungspolitik gibt. Beschämend viel Schatten, beschämend wenig Licht! Ich sage, daß die Kühnheit nur eine scheinbare war; in Wirklichkeit dürfte die Einladung in der schlaun Absicht erfolgt sein, den maßgebenden Kreisen durch die Beratungen den Gegensatz zwischen Wien und anderwärts ad oculos zu demonstrieren und ihr schlafendes Interesse für die Reformbewegung zu wecken, wie auch bei der ganzen Bevölkerung ein Volkswohnungsfeuer anzufachen. Daß dieses kein Strohfeuer bleibe, dafür wird gewiß die junge Zentralstelle für Wohnungsreform in Österreich sorgen, von der die Kongreßeinladung nach Wien ausgegangen war und die sich auch schon bisher als ungemein rührig und gut geleitet erwiesen hat.

Was den wohl gelungenen Kongreß selbst betrifft, so war an ihm nur ein Punkt auszusetzen — ein Organisationsfehler, welcher allzu häufig ein verächtliches Beifallklatschen zur Folge hatte, Beifall für die erzurückständigen Reden der Marx, Baumert und Genossen. Eine viel zu große Anzahl einseitiger Vertreter der Haus- und Grundbesitzerinteressen machte sich breit. Sie waren entsandt worden, damit die Reformerbäume nicht in den Himmel wachsen. Kein Wunder das, denn gegen Zahlung von 17 Mark konnte jedermann unbeesehen Kongreßteilnehmer werden. Dieser Mangel an Straffheit verschuldete, wie ich mich als Teilnehmer lebhaft erinnern kann, auch schon auf dem sonst hochbedeutenden Frankfurter Wohnungskongreß einige recht stürmische und peinliche Szenen. Soll das künftig nicht noch schlimmer werden, so wird der ständige internationale Kongreßausschuß dafür sorgen müssen, daß künftig nur solche als Reformer bekannte Personen mit beratender Stimme teilnehmen dürfen, die von den an der Verbesserung des Wohnungswesens beteiligten Staaten, Gemeinden, Behörden, Genossenschaften und Vereinen als Delegierte entsendet werden. Jeder wirkliche Wohnungsreformer, der anwesend sein wollen wird, wird sich ohne Schwierigkeit abordnen lassen können; alle anderen Kongreßlustigen müßten sich damit begnügen, in einem für Gäste abzutrennenden Raum gegenwärtig zu sein, ohne mit ihren alten Kohlaufwärmungsphrasen den Berufenen die kostbare Zeit rauben zu dürfen. Denn es handelt sich bei den Wohnungskongressen nicht

darum, um jeden Preis über die einschlägigen Fragen zu reden, sondern darum, so zu reden, daß dadurch der Kongreßzweck, der Fortschritt, gefördert werde.

Unter den Gegenständen der Tagesordnung des Kongresses rief die lebhaftesten Debatten hervor und war wohl auch praktisch am wichtigsten jener wundeste Punkt der ganzen Reformbewegung: die Organisation des Kredits für die gemeinnützige Bautätigkeit — auch schon weil sie teilweise einen recht „aktuellen“ Hintergrund hatten: die erste Aktion der österreichischen Gesetzgebung für das Kleinwohnungswesen. Ein von der Regierung eingebrachter Gesetzentwurf bezweckt die Errichtung eines „Wohnungsfürsorgefonds“, der aus Nachlässen von der Mietsteuer gebildet werden und bis 1919 die Höhe von 10 Millionen Kronen erreichen soll. Aber der Teuerungsauschuß des Parlaments erklärte unmittelbar vor Eröffnung des Kongresses diesen Betrag für völlig ungenügend und forderte einstimmig eine alljährliche staatliche Dotierung von 6 Mill. Kr., also bis 1919 insgesamt 54 Millionen — genau so viel wie der Staat in neuester Zeit an die Hebung der Viehzucht und der Viehverwertung gewendet hat — sowie das Unterlassen der Verquickung des Wohnungsfürsorgefonds mit der Reform der Gebäudesteuer.

Die grundsätzliche Befassung des Staates mit der Baukredithilfe fand auf dem Kongreß eine Anzahl von Gegnern, vor allem in zwei Vertretern Frankreichs — in welchem Lande seit vier Jahren die durch ein treffliches Gesetz geregelte, sehr ausgedehnte Baukreditstätigkeit der Sparkassen das unmittelbare Eingreifen des Staates unnötig macht — und naturgemäß im Wortführer der auf Selbsthilfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Die Mehrheit der Redner jedoch nahm den entgegengesetzten Standpunkt ein, in erster Reihe der Hauptreferent, der Prager Professor Rauchberg, jetzt wohl der bedeutendste Wohnungsreformfachmann Österreichs. Er hielt trotz aller Einwendungen auch in seinem Schlußwort daran fest, die Staatsgarantie für sehr zweckmäßig zu halten. Er empfahl, daß der Staat an die Spitze der Kreditorganisation trete. Ohne selber zu bauen, sollte er alle ihm zugänglichen Geldquellen zur Beteiligung an der Kleinwohnungserstellung einladen bzw. heranziehen und ihnen ein gewisses Maß von Sicherheit verbürgen. Es handle sich darum, durch Verzicht auf die Grenze der Mündelsicherheit eine Belehnung bis zu 85 oder 90 Prozent zu ermöglichen (in Belgien gestattet das Gesetz sogar, bis zu 95 Prozent zu gehen) und dadurch auch das Privatkapital anzulocken. Der Kredit müsse sehr billig, unkündbar und langfristig sein, die Auszahlung hätte schon während des Baues — ratenweise, nach Maßgabe seines Fortschreitens — zu beginnen, die Rückzahlung jedoch erst nach Vollendung des Baues anzufangen. „Die Sicherstellung müßte in einer technisch, wirtschaftlich und sozialpolitisch richtigen Verwendung des Geldes bestehen“ — ein Punkt, dessen Regelung Sache des Gesetzes wäre. Rauchberg trat auch für die Schaffung wohlorganisierter staatlicher Wohnungsämter ein und brachte näheres über ihre Einrichtung vor, wie er sich sie denkt. Von den übrigen zahlreichen wertvollen Referaten und Diskussionsansprachen über diesen wichtigen Gegenstand war am interessantesten, was der Amsterdamer Landrichter Krusemann und der belgische Delegierte Velghe erzählten: Das vorzügliche belgische Gesetz von 1889 ermöglicht der Hauptsparkasse, unter Mitwirkung der anderen großen Geldinstitute für den Bau von Arbeiterwohnungen geradezu Wunder zu wirken; durch den Verzicht auf die Grenze der Mündelsicherheit hat es das

Problem der Kapitalbeschaffung für die zweite Hypothek glücklich gelöst. Auch in Holland sind durch den gleichen Verzicht schon ansehnliche Erfolge erzielt worden.

Die Zeit des Kongresses nahm am meisten die vielumstrittene Frage der gemeindlichen Wohnungspolitik in Anspruch — eine Frage, die gegenwärtig seitens der Mehrheit der Sachverständigen bejaht wird. Auf dem Kongreß verwarfen die Nichtreformer je d e d e kommunale Wohnungspolitik; viele Redner aber stimmten mit dem Hauptreferenten, dem bekannten energischen Wohnungsreformer Dr. v. Wagner (Ulm), darin überein, daß die Gemeinde das Hauptorgan der praktischen Wohnungsfürsorge sein müsse. Wagner meinte, ohne systematische städtische Bodenpolitik *) sei eine durchgreifende Wohnungspolitik unmöglich. Die Gemeinde habe die Pflicht, der Kleinwohnungsnot abzuhelpen, und zwar durch mittelbare oder unmittelbare Beistellung gesunder, billiger Wohnungen, und sie müsse dieses Ziel unter finanzieller Mitwirkung des Staates und Einräumung eines Besteuerungsrechtes auf den unverdienten Wertzuwachs mit allen Kräften zu erreichen suchen, sei es durch Selbstbauen, sei es durch angemessene Unterstützung. Daher sollte sie auch darauf bedacht sein, möglichst viel Grundeigentum zu besitzen und die örtlichen Verkehrsmittel in den eigenen Betrieb zu bringen.

Wie in der Fachliteratur und der Presse, wogte auch auf dem Kongreß der Kampf für und wider die kommunale Wertzuwachssteuer ziemlich heftig hin und her. Die Mehrheit der Redner sprach zu ihren Gunsten. Den richtigen Mittelweg traf wohl der Dortmunder Stadtrat Boldt, der da sagte, diese Steuer könne nur dann der Förderung einer gesunden kommunalen Boden- und Wohnungspolitik dienen, wenn man „mäßige Gewinne, welche die seßhaften Hausbesitzer nach längerer Eigentumsdauer erzielen, steuerfrei läßt“, dafür jedoch dort, wo es sich um große, unverdiente Wertzuwachsprofite handelt, eine desto höhere Besteuerung eintreten läßt. Übrigens traten die allermeisten Redner für eine kraftvolle kommunale Wohnungspolitik ein. Doch betonte der gediegene Sachverständige Professor Fuchs (Tübingen), daß sie sich im Punkte des Selbstbauens auf solche dringende Fälle beschränken sollte, in denen die private Bautätigkeit ganz versage, wie dies z. B. in Budapest der Fall ist, wo es seit Jahren überhaupt keine leerstehenden Wohnungen gibt, so daß namentlich an Volkswohnungen ein unerträglicher Mangel eintrat und alle Mieten eine erschreckende Höhe erreichten — ein Zustand, der die Stadtverwaltung seit 1909 veranlaßt, veranlassen mußte, zunächst für 31 Millionen Kronen rund 5000 Kleinwohnungen in eigener Regie zu erbauen. In Deutschland und England macht die kommunale Wohnungsherstellung besonders rasche Fortschritte, und ihre Erfolge sind sehr segensreich.

Daß viele Referenten für alle Großstädte die Gründung großzügiger gemeindlicher Wohnungsämter forderten, ist selbstverständlich. Leider fehlt mir der Raum zur Darlegung ihrer zahlreichen und eingehenden Detailvorschläge, die sehr interessant sind. Auch auf die übrigen Gegenstände der Tagesordnung einzugehen, muß ich mir aus dem gleichen Grunde versagen; doch hoffe ich, einzelnes besonders Wichtige früher oder später in Sonderartikeln nachtragen zu können.

*) Wohl das bedeutendste Werk über diesen hochwichtigen Stoff ist das des verdienstvollen Generalsekretärs des Deutschen Vereins für Wohnungsreform, Dr. Karl von Mangoldt: „Die städtische Bodenfrage“ (Göttingen 1907).

CHRONIK

DAS nordamerikanische Wirtschaftsleben. Das Schlagwort vom Lande der unbegrenzten Möglichkeiten hat wie alle Schlagworte den Nachteil, daß es in kürzester Zeit veraltet und falsch wird. Amerikas Möglichkeiten sind schon jetzt deutlich erkennbar und begrenzt; das soll nicht heißen, daß damit das Ende einer großen Entwicklung prophezeit werden soll, sondern mehr, daß die Entwicklung schon jetzt anfängt, aus dem „amerikanischen“ Tempo in das mehr gemäßigte mitteleuropäische Tempo überzugehen.

Dr. Ernst Schultze - Hamburg-Großborstel hat in einem vorzüglichen Werk, das dem Laien trotz aller Bücher, Broschüren usw. über diesen Stoff dennoch zum großen Teil unbekannte wirtschaftliche Amerika, in einer Reihe fesselnder und vor allem vorzüglich orientierender Aufsätze dargestellt. Alle großen Zusammenhänge, die in kurzen gedankenlosen Zeitungsnotizen nur angedeutet und beim flüchtigen Lesen auch übersehen werden, werden hier klar und übersichtlich mit einer seltenen Schilderungsgabe wiedergegeben. Es wird gezeigt, wie auch in Amerika die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und wie ein tüchtiges Volk sich klar bewußt ist, daß es rationeller Arbeit und gehöriger Ökonomie mit den Naturschätzen des Landes bedarf, um die gedeihliche Entwicklung des Landes im Kampf mit den auch den Amerikanern immer neu erstehenden Konkurrenten weiter zu fördern. Jeder der 22 Aufsätze des Buches unterrichtet kurz, ohne lehrhaft zu sein, über ein neues Gebiet der amerikanischen Volkswirtschaft, regt zum Nachdenken und Vergleichen mit heimischen Verhältnissen an und leitet den Leser vom blinden

Bewundern des Riesenorganismus des Wirtschaftslebens der Vereinigten Staaten über zu einer verständigeren und gerechteren Würdigung des hier wirklich Geleisteten *).

Erich Lilienthal.



Die diesjährige Hauptversammlung des Bundes Deutscher Bodenreformer findet in Gotha vom 2. bis 4. Oktober 1910 statt und hat ein sehr reichhaltiges und wichtiges Programm. Am Vorabend des Bundestages, Sonnabend, den 1. Oktober, findet erst eine Versammlung in Eisenach statt. Abends 8 Uhr eine öffentliche Versammlung: „Die Bedeutung der Bodenreform für Kolonie und Heimat.“ Referent: Wirkl. Admiraltätsrat Dr. Schrameier, ehem. deutscher Chinesenkommissar in Tsingtau. Sonntag, den 2. Oktober: abends 7½ Uhr: Begrüßungsabend. Musikalische und deklamatorische Darbietungen, Ansprachen. Montag, den 3. Oktober: vormittags 9 Uhr: Begrüßung der Gäste. Damaschke: Die deutsche Bodenreform-Arbeit im Jahre 1909; vormittags 11 Uhr: „Welche Rechtsformen gewähren eine soziale Verwendung des Gemeindegrundeigentums und welche Reformen sind auf diesem Gebiete zu erstreben?“ 1. Erfahrungen mit dem Wiederkaufsrecht. Referent: Oberbürgermeister v. Wagner von Ulm. 2. Erfahrungen mit den städtischen Rentengütern. Referent: Bürgermeister Stosberg von Lennep. 3. Erfahrungen mit der Ausgabe von Land zur Wohlfahrts- und Armenpflege. Referent: Oberbürgermeister

*) Streifzüge durch das nordamerikanische Wirtschaftsleben, Dr. Ernst Schultze, Hamburg-Großborstel, Verlagsbuchhandlung des Waisenhauses, Halle. 5 Mk.

Dr. Wilms von Posen. 4. Erfahrungen mit dem Erbbaurecht. Referent: Bürgermeister Schüttemeyer von Rheine. Nachmittags 4 Uhr: Aussprache über die vier Referate. Dienstag, den 4. Oktober, vormittags 9 Uhr: „Die Reichs-Zuwachssteuer.“ 1. Die Stellung der deutschen Wissenschaft. Referent: Wirkl. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Adolph Wagner, Exzellenz. 2. Die Stellung der deutschen Gemeinden. Referent: Dr. Boldt, Stadtrat in Dortmund. 3. Die Stellung des deutschen Handels. Referent: J. K. Vietor, Großkaufmann, Bremen. 4. Die Stellung der deutschen Landwirtschaft. Referent: A. v. Schwerin, Rittergutsbesitzer, Obersteinbach. 5. Die Stellung des gewerblichen Mittelstandes. Referent: Carl Marfels, Vorsitzender des Deutschen Uhrmacherbundes. 6. Die Stellung des Baugewerbes. Referent: Fabrikbesitzer Heinrich Freese, Niederschönhausen. 7. Die Stellung der deutschen Beamten. Referent: Lehrer Flügel, zweiter Vorsitzender des

Bundes der Festbesoldeten. 8. Die Stellung der deutschen Arbeiter. Referent: Arbeitersekretär Franz Behrens, M. d. R. Freie Aussprache. Abends 8 Uhr: Versammlung in Mühlhausen i. Th. Ansprachen: 1. Die Wissenschaft und die Bodenreform. Referent: Geheimrat Prof. Dr. Erman. 2. Der solide Hausbesitz und die Bodenreform. Referent: A. Pohlman. 3. Die Kolonien und die Bodenreform. Referent: Admiral Dr. ing. O. Boeters. 4. Die Bodenreform als Volkssache. Referent: A. Damaschke.

Zur Teilnahme sind auch alle Mitglieder des „Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen“, sowie die Leser der Dokumente des Fortschritts besonders eingeladen.

Anmeldungen an die Geschäftsstelle des Bundes Deutscher Bodenreformer, Berlin NW. 23, Lessingstr. 11, ist erwünscht, wenn auch nicht Bedingung.

POLITISCHE ENTWICKLUNG

GRAF VON HOENSBROECH, GROSSLICHTERFELDE: DAS PAPSTTUM UND DIE PREUSSISCHE REGIERUNG.



LS Pius X. Papst wurde, herrschte allgemein die Auffassung, er werde im Gegensatz zum politischen und diplomatischen Leo XIII. ein nur religiöser Papst sein. Auch die Spalten nichtultramontaner Blätter füllten sich mit Lobeserhebungen über Joseph Sarto, der die wahre Aufgabe des Papsttums, Religion zu pflegen und Seelsorge zu üben, klar erkannt und den festen Willen kundgegeben habe, sein Amt nach dieser Richtung hin auszuüben. Meine Stimme, die das Gegenteil behauptete, die hervorhob, daß Pius X. wie kaum ein anderer seiner unmittelbaren Vorgänger mittelalterlich gerichtet sei und das Recht auf politische Weltherrschaft des

Papsttums schroff verkünde, wurde nicht beachtet, obwohl die Tatsachen ihr als Zeugen zur Seite standen. Denn vom Beginne seines Papstdaseins an hat Pius X. mit unmißverständlicher Deutlichkeit die alte Lehre von der Oberherrschaft der Kirche über den Staat laut verkündet. Schon in seiner ersten Allokution vom 9. Dezember 1903 sagt er: „Unseres Amtes ist es, jeden Einzelnen, nicht nur die Gehorchenden, sondern auch die Herrschenden, da sie alle von einem Vater stammen, im privaten wie im öffentlichen Leben in sozialer wie in politischer Beziehung der Norm und Regel der Sittlichkeit entsprechend zu leiten. Wir verstehen, daß es einigen zum Anstoß gereichen wird, wenn wir sagen, es sei unsere Pflicht, auch die Politik uns angelegen sein zu lassen; aber jeder billig Denkende erkennt, daß der römische Papst von dem Lehramte, das er in bezug auf Glauben und Sitte besitzt, das Gebiet der Politik keineswegs trennen kann.“

In fast brutaler Form stellt also Pius X. den Lehrsatz auf, daß der römische Papst, wie er mit „Unfehlbarkeit“ das Gebiet des Glaubens und der Sitte beherrsche, so auch mit derselben „Unfehlbarkeit“ in der Politik schalte und walte. Diesem Programm ist Pius X. in allen späteren Kundgebungen und Maßnahmen treu geblieben. Sein Schreiben an den Bischof von Orvieto vom 9. September 1903, sein Motu proprio vom 18. Dezember 1903, sein Rundschreiben an die Bischöfe Italiens vom 28. Juli 1904, sein eigenhändiges Schreiben an den Kardinal Svampa vom 1. März 1905, seine Enzyklika vom 11. Juni 1905, seine durch den Kardinal Vanutelli auf dem deutschen Katholikentage zu Essen am 22. August 1906 abgegebene Erklärung über die politische Gehorsamspflicht der Katholiken, seine Erneuerung des von seinen Vorgängern, Pius IX. und Leo XIII., erlassenen Verbotes für die Katholiken Italiens, sich an den politischen Wahlen zu beteiligen, kurz alles, was wir von Pius X. kennen, trägt das Gepräge der Lehre von der indirekten Gewalt des Papsttums über den Staat so scharf und deutlich, daß es sich von Kundgebungen eines Gregor VII., Innozenz III. und Bonifaz VIII. in nichts unterscheidet.

Allein die politische Welt und vor allem die preußisch-deutsche Regierung wollten nun einmal nicht sehen und wollten nicht hören. Pius X. war und blieb diesen Staatslenkern der Papst, der „alles in Christo erneuerte“. Man trieb wie auch sonst so oft Vogel-Strauß-Politik bis zum Äußersten.

Dieser Politik hat nun Pius X. selbst — es gibt eine Ironie in der Weltgeschichte — ein plötzliches Ende bereitet durch die Enzyklika vom Juni dieses Jahres. Mit derber Faust hat er in ihr der gesamten Kulturwelt ins Gesicht geschlagen. Durch Beschimpfung der Reformation, der Reformatoren, der protestantischen Völker und Fürsten hat er offen gezeigt, daß das Papsttum nicht entfernt daran denkt, veränderten Verhältnissen sich anzupassen und die Wahrheit der Geschichte auf sich einwirken zu lassen.

Daß die Enzyklika, wie die ultramontane Presse behauptet, eine lediglich „innerkirchliche“ Angelegenheit sei, ist barer Unsinn. Ebensogut wäre dann auch „innerkirchliche“ Angelegenheit, wenn Rom einen abgefallenen Priester oder Mönch auf den Scheiterhaufen brächte. Die Enzyklika war so sehr eine politische und antikulturelle Tat (freilich unter religiösem Aufputz), daß selbst die preußische Regierung — und das will viel sagen — sie als solche auffaßte. Auch an sie trat durch das Vorgehen des Papstes die Frage gebieterisch heran: „Wie stellst du dich zu diesem Papsttum?“

Die Stellungnahme war Preußens würdig, d. h. sie entsprach der jammervollen kirchenpolitischen Vergangenheit, die von jeher Erbteil preußischer „Staatskunst“ war. Denn niemals hat Preußen ernstlich versucht, Rom grundsätzlich, sachverständig und systematisch entgegenzutreten; niemals hat es klare, feste, unverrückbare Grenzlinien zwischen sich als souveränem Staat und der römischen Kirche als internationaler politischer Macht gezogen.

Aber jetzt, auf diese Enzyklika hin, mußte etwas geschehen, und so wurde der preußische Gesandte beim Vatikan angewiesen, Erklärungen zu verlangen. Die Erklärungen fielen echt römisch aus: der Papst habe keine beleidigende Absicht gehabt, der Papst bedaure, daß Erregung wegen seiner Worte entstanden sei, der Papst habe den Bischöfen Deutschlands die Verkündigung der Enzyklika untersagt. Und mit diesen Erklärungen gab sich die preußische Regierung zufrieden! Bethmann Hollweg buchte einen „Erfolg“! Daß die Erklärungen nichtssagend sind, daß sie wie Hohn klingen, ist jedem außer einem preußischen Regierungsmanne klar. Bei schweren verleumderischen Beleidigungen ist doch die mildeste Form der Genugtuung, daß der Verleumder die Beleidigung zurücknimmt. Pius X. tut nichts dergleichen; er bedauert nur, daß man sich über seine Beleidigungen aufgeregt habe. Der Faustschlag war verabfolgt und blieb sitzen.

Aber der „Befehl“ an die deutschen Bischöfe, die Enzyklika nicht zu „verkündigen“, war denn das nicht ein Erfolg? Der „Befehl“ ist echt päpstliche Täuschung. Das Papsttum ist die verschlagenste und unwahrhaftigste Macht der gesamten christlichen Kulturgeschichte; das ist Geschichtstatsache, und Verschlagenheit und Unwahrhaftigkeit kommen in dem „Befehl“ zu sehr deutlichem Ausdrucke.

Päpstliche Enzykliken werden überhaupt nur äußerst selten „von den Kanzeln verkündigt“. Die Adressaten der Enzykliken sind nicht das Volk, sondern „die Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt“, und jeder einzelne deutsche Erzbischof und Bischof hat die Enzyklika erhalten und Pius X. denkt gar nicht daran, die Exemplare seiner Enzyklika, die er nach Köln, München, Breslau, Fulda, Mainz, Bamberg, Rottenburg, Freiburg, Münster usw. usw. versandt hat, wieder zurückzufordern. Die „Verkündigung“ des päpstlichen Brandbriefes ist rite erfolgt, und wenn Rom jetzt sagt, es habe die „Verkündigung“ verhindert, so ist das Unwahrhaftigkeit und Hohn. Preußens schwächliche Regierung ist aber froh, sich auf die unwahre Ausrede stützen zu können. Denn, wo nähme man den Mut her, mit dem Papsttum ein deutliches und deutsches Wort zu sprechen? Ein katholischer Fürst, der König von Sachsen, protestiert in einem Schreiben an den Papst gegen dessen Kundgebung. Die Berater der preußischen Krone, die doch mit in erster Linie auf das gröblichste beschimpft worden ist, raten dem preußischen Könige und summus episcopus, die Beschimpfung einzustecken und sich mit der römischen Lüge zufrieden zu geben. In dieser Gegenüberstellung liegt ein vernichtendes Urteil über Intelligenz und Energie der Bethmann Hollwegschen Regierung.

Preußen behandelt das Papsttum als souveräne Fürstenmacht; denn es unterhält bei ihm einen Gesandten und verkehrt mit ihm in diplomatisch-höfischen Formen. Bei solchem Gebahren müßte man auch den Mut haben, die Konsequenzen dieses Standpunktes zu ziehen. Die auswärtige souveräne Macht, das Papsttum, hat in einem offiziellen der ganzen Welt kundgegebenen Aktenstück das deutsche Volk und die deutschen Fürsten schmähsch be-

leidigt. Der einzig würdevolle Weg wäre gewesen, entweder einen vollen Widerruf der Beleidigung binnen 24 Stunden zu verlangen oder den preußischen Gesandten abzuverufen. Würde Preußen sich so schwere Kränkungen in offiziellen Aktenstücken vom englischen Könige oder vom französischen Präsidenten gefallen lassen? Und doch ist, steht man einmal auf der Fiktion, daß der Papst souveräner Fürst sei, kein Unterschied zwischen ihm und anderen Fürsten. Doch nein, ein gewaltiger Unterschied besteht: die anderen Fürsten haben in Deutschland keine Organe, durch die sie ihre eventuellen Beleidigungen dort verbreiten können; der Papst hat in den Bischöfen und Erzbischöfen diese Organe, und, wie schon hervorgehoben, seine beschimpfenden Worte sind, fein säuberlich adressiert und frankiert, an die Bischöfe und Erzbischöfe Preußens gelangt, sind von ihnen in den Diözesenarchiven ordnungsgemäß einregistriert worden und werden als bindende Norm für ihr Verhalten betrachtet.

Für die preußische Regierung sind meine Worte nicht gesprochen. Die gegenwärtigen „leitenden“ Männer werden in ihrer Schwächlichkeit und in ihrem Unverstande beharren. Aber es wäre doch eine mehr als betrübende Erscheinung, wenn Volk und öffentliche Meinung sich mit diesem Ende der Enzyklika-Angelegenheit zufrieden gäben. Schon jetzt sind leider zahlreiche Stimmen auch sogenannter liberaler Blätter dabei, zu beschwichtigen und dem deutschen Michel die Schlafmütze wieder über die Ohren zu ziehen. Sollten sich aber nicht unter den Volksvertretern aufrechte Männer finden, die gegen so würdeloses Verhalten Einspruch erheben? Freilich, die Volksvertretungen sind gegenwärtig nicht versammelt und treten erst im Herbst wieder zusammen. Aber auch im Herbst ist es noch Zeit. Es handelt sich hier nicht um konfessionelle Hetze, sondern um die Ehre und Würde desjenigen Volkes, das in der Reformation eine Kulturtat ersten Ranges gesetzt und damit eine neue politische Ära inauguriert hat; es handelt sich darum, einer Macht energisch und zielbewußt entgegenzutreten, die seit mehr als einem Jahrtausend der Störenfried innerhalb der Staaten und der Hemmschuh für freiheitliche Kulturentwicklung ist.

Vergesse man nicht, daß der Kampf gegen Rom ein Kampf ist, der, falls unsere Kultur nicht schwersten Schaden nehmen soll, unumgänglich ist.

Vor mehr als vierzig Jahren hat der römische Kardinal Wiseman, der erste Primas der neu errichteten englischen Hierarchie, das prophetische Wort gesprochen: „Der Kampf zwischen der ultramontanen und der modernen Weltanschauung wird auf märkischem Sande ausgefochten werden.“ Wo sind die Ritter auf „märkischem Sande“, die in diesem Kampfe ihren Mann stehen?

Und noch eines muß in diesem Zusammenhange hervorgehoben werden.

Pius X. spricht in seiner Enzyklika von den „verkommenen Fürsten und Völkern der Reformationszeit“. Wer sich auch nur etwas mit Papstgeschichte beschäftigt hat, weiß, daß gerade die Päpste unmittelbar vor und während der Reformationszeit Beispiele größter sittlicher Verkommenheit gaben. Die unehelichen Kinder dieser „Stellvertreter Christi“ waren groß an Zahl und wurden von ihren päpstlichen Vätern in die höchsten kirchlichen Stellen befördert. Alexander VI. ergötzte sich im Vatikan am Tanze nackter Weiber. Das Leben der Kardinäle wies eine Sittenverderbnis auf, die der Entartung des alten heidnischen Roms wenig nachgab. Selbst ein so katholisch-ultramontaner Schriftsteller wie der Innsbrucker Professor Pastor muß in seiner Papstgeschichte durch die Macht der Tatsachen gezwungen die

Verkommenheit so mancher Tiaraträger jener Zeit anerkennen, und trotz allem entblödet sich der jetzige Papst nicht, über die Verkommenheit der protestantischen Fürsten und Völker zu eifern. Er hätte doch wahrlich genügend vor der eigenen Tür zu kehren.



EMILE VANDERVELDE, ABGEORDNETER, BRÜSSEL: BELGIEN UND DAS KONGOPROBLEM.

IM Augenblick, wo sich in Europa eine Bewegung zur Verteidigung der Kongoneger kundgibt, an Vehemenz kaum hinter den Feldzügen zurückbleibend, die seinerzeit gegen die Sklaverei geführt wurden, mag der Standpunkt eines Belgiers, der seit zehn Jahren nicht geruht hat, König Leopold und seine Verwaltung anzuklagen, und immer wieder betont hat, daß Belgien es seinem internationalen Rufe schuldig sei, einer Ausbeutungspolitik unverzüglich zu entsagen, welche die ganze zivilisierte Welt mit Recht empöre, vielleicht interessieren.

Als ich das erstemal nach dem Kongo ging (im Sommer 1908) hatte das belgische Parlament eben die Annexion beschlossen. Der selbständige Kongostaat bestand nicht mehr, die neue Ordnung hatte noch nicht angefangen; dank diesem Zwischenreich konnte ich die wahre Lage der Dinge besser überschauen, als vielleicht zu jedem andern Zeitpunkt: Die Beamten getrauten sich zu sprechen; man öffnete mir die Bücher der Bezirksbehörden; ich hatte einen guten Dolmetsch, und die Eingeborenen kamen mit ihren Beschwerden und Klagen vertraulich zu mir.

Am Flusse, im Bereich des geordnet verwalteten Landes, so vor allem in Irebu, Copuilhatville, Lisala, waren die Beschwerden weder zahlreich, noch erbittert: Im allgemeinen handelte es sich um die Höhe der Lebensmittelpreise — Fische oder Kwanga — und um die Schwierigkeit für die Steuerpflichtigen, sich bares Geld zur Bezahlung der Abgaben zu verschaffen.

Anders wurde es, als wir in das Gebiet der Kautschukwälder gelangten; vierzehn Tage durchliefen wir zu Fuß jene „Mongala“, die ihre traurige Berühmtheit den Scheußlichkeiten der „Antwerpener Gesellschaft“ verdankt.

Man weiß, daß, als diese bekannt wurden, der Kongostaat das Sammeln des Kautschuks in eigene Regie übernahm, was aber nur wenig besserte, da die als einzige Abnehmerin in Betracht kommende Gesellschaft nur 4 Franks für das Kilogramm Kautschuk bezahlte, um es dann um 8 und 9 Franks auf dem Markt von Antwerpen wieder loszuschlagen. Ein belgischer Offizier (Leutnant A), der Leiter der Kautschuk-Ausbeute, hatte binnen zwei Jahren den Versand von 60 Tonnen Kautschuk möglich gemacht; wie er aber zu diesem Resultat gelangen konnte, verrät das Urteil des Mobekaner Gerichtshofs, das 1908 seinem Treiben ein Ende machte und folgenden Wortlaut hatte:

„Da der Angeklagte über 60 Morde auf dem Gewissen hat, wäre er eigentlich des Todes schuldig; doch kann sein langer Aufenthalt unter den Wilden, der ihm jedes menschliche Fühlen genommen haben mag, als mildernder Umstand gelten, so daß er mit 12 Jahren Zwangsarbeit davonkommen soll.“

Als der amerikanische Konsul, M. Smith, 1907 die Mongala besuchte, stellte er fest, daß die Eingeborenen gezwungen waren, zwei bis drei Wochen

jedes Monates im Walde zuzubringen, um die verlangten Kautschukmengen liefern zu können. Wohl schickt man sie jetzt nur mehr alle 2 bis 3 Monate an den Ort ihrer Mühsal und Entbehrung (weil der Kautschuk sich zu erschöpfen beginnt). Trotzdem würden die Eingeborenen alles andere lieber geben: Lebensmittel und jede sonstige Art von Arbeitsleistung, als die ob auch verkürzte Kautschukarbeit.

Tatsächlich ist von 1907 auf 1908 die Kautschukausfuhr von 43 982 748 Franks auf 30 779 500 Franks gesunken, und diese Verhältniszahlen verschärfen sich von Jahr zu Jahr.

Die Eingeborenen arbeiten eben nicht mehr, u. zw. nicht nur, weil die Schreckensherrschaft abgenommen hat, sondern auch, weil für sie keine genügende Verlockung mehr in der allzu kleinen Geldentschädigung liegt.

Aus demselben Grunde, wie die Kautschukfrohne, fand ja auch die Sklaverei ihr Ende: sie bezahlte sich nicht mehr gut genug! Sie konnte nicht mit den Ergebnissen der Handelsfreiheit konkurrieren.

Dies dürfte freilich nicht a priori der Leitgedanke des belgischen Kolonialministers, M. Jules Renkin, gewesen sein.

Er hatte 3 Monate im Kongo zugebracht, hatte die Gebiete des Flusses und des „Kasai“ gemustert, Beamte, Missionäre und Eingeborene verhört, aber alles vom Schiff aus, niemals das Binnenland betretend; und seine erste Kundgebung lautete, er wolle das „Werk des Königs fortsetzen“.

Wahrscheinlich hat ihn die Art und Weise, wie ganz Europa auf diese Äußerung reagierte, umgestimmt: Laut genug ließ sich der Unwillen der Kongo-Reform-Assoziation vernehmen und Deutschland, das bisher auf der Seite Belgiens gegen die Einwendungen Englands und Nordamerikas gewissermaßen Front gemacht hatte, zeigte anlässlich der Grenzstreitigkeiten am Kivusee ein bedenkliches Mitgefühl mit den Leiden der Eingeborenen.

Der auffallende Kontrast, der zwischen jener ersten Programmaufstellung des Kolonialministers und seinem Budgetantrag für das Jahr 1910 besteht, mag sich hieraus erklären.

Da letzterer seinerzeit in allen Zeitungen zu lesen war, beschränken wir uns hier auf eine knappe Darlegung.

„Die Kolonialregierung behält sich das Staatseigentum am herrenlosen Lande vor (alle anderen Kolonien werden nach diesem Prinzip verwaltet). Doch will sie mehr und mehr die Ernte der Naturprodukte dieser Gebiete (also hauptsächlich des Kautschuks und des Kobalts) privater Initiative überlassen. Demzufolge werden in all den, von der Regierung aufgegebenen Gebieten die Eingeborenen das Recht haben, die Bodenprodukte einzuheimsen und direkt zu verkaufen. Grundstücke werden an einzelne verkauft werden zur Errichtung von Faktoreien, wo dann mit jeglicher Ware wird gehandelt werden dürfen. Die neue Führung der Geschäfte wird eine tiefgehende Umgestaltung der Steuer-Gesetzgebung beinhalten. Der heutige Steuersatz besteht in Geld, Lebensmitteln und Naturprodukten. Die Verallgemeinerung des Geldgebrauchs und die Erweiterung des Handels werden es ermöglichen, daß die Steuern im Prinzip in Geldsteuern zu bestehen haben, außer in Fällen, wo das Wohl und die Ruhe der Bevölkerung andere Maßnahmen erfordern.“

Man sieht, daß es sich hier um eine starke Abänderung der Leopoldinischen Politik handelt. Doch beabsichtigt das belgische Gouvernement, diese Abänderung nur allmählich und nur ausschließlich auf staatlichem Gebiet vorzunehmen.

Die Neuorganisation soll in drei Abschnitten vor sich gehen: Als erste sollen daran kommen die Distrikte des Nieder-Kongo, Stanley Pool, Kwango, Katanga, Ubangi, Aruwumi und die Ostprovinz usw. (ab 1. Juli 1910). Darauf: die umliegenden Gebiete des Leopoldsees und die Äquatordistrikte, vor der Annexion ein Teil des „Gebietes der Krone“, heute zum „Nationalgebiet“ gehörig (ab 1. Juli 1911). Als drittes, ab 1. Juli 1912, das restliche Territorium, vornehmlich das Ouellé-Gebiet.

Gebiete, die an Privatgesellschaften, wie den Abir, die Anversoise, die S. A. B., die „Société des chemins de fer des Grands Lacs“ usw., abgegeben worden waren, werden von der Umgestaltung nicht berührt. Hier will sich der Staat „gegebenenfalls“ auf Unterhandlungen mit den Interessenten einlassen.

Die genannten Voranschläge M. Renkins wurden von der öffentlichen Meinung in Belgien im allgemeinen gut aufgenommen und dürften die Spannung in England etwas gemildert haben.

Es bleibt zu untersuchen, ob und wieweit die neuen Maßnahmen geeignet sind, alle jene belgischen wie ausländischen Bestrebungen zu befriedigen, welche sich zum Endziel die völlige Ausrottung des Leopoldinischen Systems gesetzt haben.

Wie Ed. Morel des öftern auseinandergesetzt hat, verkörperte dieses System folgende drei Momente:

1. Unter dem Vorwande der Aneignung „heerenlosen Landes“ bemächtigt sich der Staat allen Gebietes, das nicht von Dörfern besiedelt ist oder dessen die Eingeborenen nicht unbedingt für ihren Hausgebrauch benötigen. Besonders sind es die Wälder, die der Staat seiner Domäne einverleibt und entweder direkt ausbeutet oder aber zur Ausbeutung kapitalistischen Gesellschaften überläßt, von deren Aktien er die Hälfte besitzt.

2. Dank diesem Prinzip der Bodenverstaatlichung konfiszieren der Staat oder die ihn vertretenden Gesellschaften die natürlichen Produkte des Landes, vor allem den Kautschuk und den Kobalt, indem die Eingeborenen, denen die Gewinnung obliegt, nur einen Arbeitslohn erhalten, der an sich ein Spottpreis ist, außerdem aber nicht in Geld, sondern in Waren besteht — die über ihren wahren Wert geschätzt und bezahlt werden.

3. Da diese Engherzigkeit der Entlohnung die Eingeborenen nicht genügend zu freiwilliger Arbeit anspornt, zwingt man sie dazu — sei es direkter Weise durch Vorschreibung von Steuern in Naturalien (Kautschuk), sei es indirekt und verbrecherischer Weise: durch Aushebung von Geiseln, durch willkürliche Verhaftungen, durch Mißhandlungen.

Was die Aneignung des Bodens betrifft, so verwendet M. Renkin in seinem Programm eine Definierung, der seinerzeit der „Etat indépendant du Congo“ seine eigene Deutung unterlegte. M. Renkin betont, daß die Verstaatlichung freien Landes juridisch unangreifbar und eine Bedingung für Ordnung und Fortschritt sei. Es sei dieselbe, die allen anderen Gesetzgebungen des „Bassins“ zugrunde liege, und sei vom Völkerrecht anerkannt.

Wir haben gegen diese Behauptung als solche nichts einzuwenden. Versteht man unter dem „Staat“ die koloniale Verwaltung, nämlich die Vertretung der eingeborenen Gemeinden, und handelt es sich wirklich um freies Erdreich und nicht um Gründe, auf die die Dörfer oder Gemeinden individuelle oder gemeinsame Rechte haben, so sind wir die Ersten, die Bodenverstaatlichung beantragen.

Aber der ehemalige Kongostaat verstand den Titel: „Freies Erdreich“ eben anders. Für ihn war frei das Gesamtterritorium, mit Ausnahme des Siedelungsgebietes der Dörfer, der bebauten Strecken und gewisser, den Eingeborenen ausdrücklich zugewiesenen Gebiete. Von vornherein waren jene gegen den Staat im Nachteil, und auf dieser vorsätzlichen Benachteiligung war das ganze Leopoldinische System aufgebaut.

Leider sagt das Renkinsche Programm nicht, daß es mit dieser falschen Auslegung des Begriffes „Freies Erdreich“ brechen wolle.

Unserer Meinung nach sollte, anstatt vorauszusetzen, daß alles Erdreich dem Staat gehöre und den Eingeborenen nur gewisse Ländereien zuzuweisen seien, im Gegenteil vorausgesetzt werden, daß die Landesbevölkerung Besitzer des gesamten Bodens sei, wogegen gewisse Teile — das wirklich jungfräuliche Gebiet — dem Staate zugewiesen würden.

Betreffs der Bodenprodukte sind die Erklärungen, die uns das Renkinsche Programm gibt, viel befriedigender, ja, wir können sie mit wirklicher Genugtuung begrüßen als die Erreichung eines der wesentlichsten Punkte, für die wir gefochten haben.

Allerdings möge es dem Staate nicht einfallen, unter dem Titel „Bodentaxe“ wiederzunehmen, was er gab; und sollen wir zugeben, daß er für gewonnenen Kautschuk einen „mäßigen“ Obolus einhebe, so kann dies nur unter der Bedingung geschehen, daß es wirklich ein mäßiger Obolus sei und nicht eine neuerliche Fesselung der Handelsfreiheit.

Andererseits liegt die Frage nahe, warum die neue Ordnung nicht vom 1. Juli 1910 an auch im O-uelle- und im Krongebiete eingeführt werden könne? Überhaupt gibt in dieser Richtung die belgische Regierung ungenügende Erklärungen.

Und endlich, wenn den Eingeborenen ein wenigstens prinzipielles Recht der Sammlung von Kautschuk auf staatlichem Boden zuerkannt ist, warum endet dasselbe auf den den Privatgesellschaften zugeteilten Gebieten, wo doch jeder weiß, daß besonders dort die ärgsten Mißbräuche sich ereigneten und noch ereignen?

Wohl spricht der Minister von anderweitiger Einflußnahme auf die konzessionierten Gesellschaften; man munkelt, daß dadurch einige von ihnen auf das Gnadenbrot gesetzt werden würden.

In bezug auf den Abir und die Antwerpener Gesellschaft, zum Beispiel, soll es die Absicht Renkins sein, jeden Zwang aufzuheben und den Gesellschaften Kautschuk nur in jenem Umfange zu liefern, den die Eingeborenen gutwillig aufbringen.

Andererseits ist die Kompagnie Kasai, die weitaus bedeutendste, was Kautschukproduktion anlangt, im Gebiet der Handelsfreiheit stationiert. Die Kompagnie besitzt ihr Recht, die Bodenprodukte einzuheimsen, doch kein exklusives Recht, wie M. Renkin versichert, so daß auch andere Kaufleute sich ruhig auf diesem Gebiet werden niederlassen können.

Fraglich bleibt, inwieweit das Gouvernement von seinem Recht, das tatsächliche Monopol dieser mächtigen Gesellschaft zu brechen, Gebrauch machen werde.

Was die Abschaffung der Zwangsarbeit anlangt, so weist das neue Programm keine genügende Präzision auf.

Wiß, man verspricht uns, die Steuern in Lebensmitteln abzuschaffen; die Steuern sollen „im großen und ganzen“ in Geld ausgezahlt werden; der Steuerfuß soll einer genauen Prüfung unterzogen werden. . . Aber

diese Ausführungen lassen noch genug der Fragen offen. Man spricht in der Tat von einer Übergangsperiode, man sagt, daß die Eingebornen bis zum völligen Durchdringen der neuen Ordnung gehalten werden würden, in Ermangelung von Geld in Produkten zu zahlen; man sieht auch für das Prinzip der Geldsteuer Ausnahmen vor, „wo in besonderen Fällen das Wohl der Bevölkerungen solche erheischt“.

Zugegeben selbst, daß gewisse vorläufige Maßnahmen nötig seien, so dürfen dieselben doch kein Vorwand werden, um noch lange das System der Frohne aufrecht zu halten. Auch wird das Ergebnis der Untersuchung des Steuerfußes nicht eine Ziffer, in Geld ausgedrückt, darstellen dürfen, noch unleidlicher in ihrer Höhe, als die bisherige Naturaliensteuer!

Und überhaupt wird es die Aufgabe der Kongo-Reformatoren sein, der Missionare und wer sonst zur Stelle ist, ebenso auch der Regierungen, die die Verträge zu Berlin und Brüssel geschlossen, die belgische Regierung zur endgültigen Aufgabe aller der unseligen Verwaltungsprinzipien des gewesenen Kongostaates zu zwingen, zur logischen Durchführung jener Prinzipien der Menschlichkeit, die von der öffentlichen Meinung mit solch sieghaftem Nachdruck gefordert wurden.

CHRONIK

DER Bildhauer Aronsohn: In Rußland wurde unlängst ein Wettbewerb veranstaltet zwecks Errichtung eines Denkmals für Kaiser Alexander II. Dieses Denkmal soll bekanntlich in zwei Exemplaren ausgeführt werden für Kiew und eines für den Square St. Michel in Petersburg. Auch der in Paris lebende berühmte jüdische Bildhauer Aronsohn erhielt eine Aufforderung, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen, und zwar war es eine einflußreiche Persönlichkeit in Kiew, die mit dieser Einladung an ihn herantrat.

Aronsohn folgte dem Rufe seines Gönners nach Kiew. Dieser aber, im Vertrauen auf seine allmächtigen Beziehungen, wollte den Künstler veranlassen, auch an der Petersburger Konkurrenz teilzunehmen, obwohl es den Juden gesetzlich verboten ist, die Ufer der Newa zu betreten. Der Mäzen glaubte seinem

Schützling durch das Gewicht eines Namens und seiner Empfehlungen decken zu können.

Aronsohn entschloß sich denn auf das Drängen derselben hochgestellten Persönlichkeit hin, nach Petersburg zu gehen. Er sagte sich mit Recht, daß er persönlich den Ort in Augenschein genommen haben müsse, dem er vielleicht ein Werk einverleiben sollte.

Ausgestattet mit feierlichen Dekreten von der Hand eines hohen Freundes, reiste Aronsohn völlig beruhigt nach St. Petersburg. Arglos stieg er im Hotel d'Europe in der Nähe des Square St. Michel ab und unterzog seinen Reisepaß seiner vorschriftsmäßigen Prüfung. Dann suchte er sofort die Würdenträger, an die er empfohlen war, auf und übergab ihnen seine Kieler Dokumente. Unverzüglich machte er sich dann an das Studium der Örtlich-

keit und konzipierte seine Entwürfe. Er war mitten im Schaffen, als man ihm seinen Reisepaß zurückstellte, der die lakonische Bemerkung trug: „Jenseits der den Juden zugänglichen Region; in 24 Stunden St. Petersburg verlassen.“

Der unglückliche Künstler wollte dieses traurige Ansinnen nicht für Ernst nehmen. In aller Eile suchte er die Verwaltungsbehörden auf, setzte ihnen den Zweck seines Kommens auseinander und nannte insbesondere die einflußreiche Persönlichkeit, auf deren Antrieb er die Reise unternommen habe.

Er bat, ihm nur einen zweitägigen Aufenthalt zu gewähren, um Platz und Umgebung, wo das Denkmal wirken sollte, notdürftig seinem Künstlergeiste einzuprägen.

Sein Flehen fand kein Gehör.

Getäuscht in seinem Künstlertraum, tief verletzt in seiner Menschenwürde, entschloß sich Aronsohn, sofort abzureisen.

Wohl erließ der Zar einen Gnadenakt, der es dem Künstler gestatten sollte, sich einige Tage in Petersburg aufzuhalten, doch kam derselbe erst auf dem Bahnhof in die Hände des Vertriebenen, der weiter keinen Gebrauch von dieser Duldung zu machen wünschte.

Ein patriotisches Werk mit voller Überzeugungskraft zu schaffen, fühlte sich der so Gekränkte nicht mehr fähig.

Gerade dieses Manifest künstlerischen Gewissens aber beweist, eine wie feine Kraft der Petersburger Wettbewerb verloren hat — und ähnlich mag es oft ergehen, wo eine kurz-sichtige Politik die Gesellschaft eines ganzen Menschheitselements beraubt, das doch dazu von Gott erschaffen wurde, um seine eigenen Triebe und Kräfte in die der übrigen Menschheit zu mischen? Warum sind Leute, die sich keines Vergehens schuldig gemacht haben, die keine Verbrecher

sind, der allerprimitivsten Freiheit, der Wanderfreiheit, beraubt? Warum verbietet man ihnen den Aufenthalt in einem großen Teile Rußlands?

Man behauptet, die Juden seien der Bevölkerung schädlich und obiges Gesetz sei nur eine Schutzmaßregel für Mittelrußland gegen die jüdische Ausbeutung.

Doch gerade diese Geschichte beweist, daß die praktische Durchführung eines solchen Gesetzes unmöglich ist. Die schädlichen Bestandteile, d. h. die Schlaunen, Durchtriebenen, setzen sich von selbst überall durch.

Jedermann weiß, daß es für die Juden tausend Mittel gibt, um in die berüchtigte „verbotene Region“ einzudringen, und sich dort jahrelang aufzuhalten und alle gewünschten Zwecke zu erreichen.

Gerade den Edelsten unter ihnen aber, für die selbst hohe russische Würdenträger sich zu verwenden nicht verschmähen, mißglückt der Versuch, sich der Reichshauptstadt nützlich zu machen, insbesondere weil Gnadenerlasse für solche „feineren Naturen“ meist zu spät kommen.

— — — — —

Kürzlich erteilte man wieder den jüdischen Kaufleuten von Moskau auf Verwendung des Finanzministeriums hin Dispens von demselben Gesetze. Desgleichen mußten die russischen Kaufleute von Charkow selbst für die Juden um die Erlaubnis nachsuchen, während der Jahrmärkte in Charkow zu verweilen, weil besagte russische Kaufleute befürchteten, der ganze Handel möchte sich in der Nachbarstadt Ekaterinoslaw abwickeln.

— — — — —

Das Gesetz einer Aufenthaltsbeschränkung für irgendein Fluktuationselement des Reiches ist ein durchaus unrichtiges Mittel, den wirtschaftlichen Wohlstand der russischen Bevölkerung zu sichern. Sowohl

wirtschaftlich, wie insbesondere auch moralisch rächt sich ein solches Vorgehen bitter an der Bevölkerung, die sich damit schützen wollte; wie die chinesische Mauer sich an den Chinesen rächte.

Es ist wirklich höchste Zeit, in Rußland europäisch zu werden. Man muß genug Selbstachtung aufbringen, um sich vor freiem Wettbewerb nicht zu fürchten. Rußland muß endlich einsehen, daß es dem Wohlstande, der Blüte und einer großen Zukunft nur entgegengehen kann durch die freie Entwicklung und freie Verwertung all seiner konstitutiven Kräfte, ohne Unterschied der Nationalität und des konfessionellen Bekenntnisses!



Die Antiopiumbewegung. Der Kampf gegen das Opium ist seit einigen Jahren zu einer internationalen Frage geworden. Sowohl die Amerikaner auf den Philippinen, ihrer Besetzung, als auch die chinesische Staatsregierung suchen den Opiumgenuß in ihren Gebieten zu unterdrücken, stoßen dabei aber auf Schwierigkeiten, die eine gewinnstüchtige Politik der andern Mächte, welche die Opiumerzeugung und den Opiumschmuggel von ihren Besitzungen aus gestattet, ihnen entgegensetzt.

Auf Anregung der amerikanischen Regierung wurde eine internationale Konferenz einberufen, die sich im Jahre 1909 in Schanghai versammelte und mit Stimmeneinheit eine Reihe von Resolutionen faßte.

In einer derselben wird dem schönen Eifer der chinesischen Regierung, das Opium zu unterdrücken, Anerkennung gezollt und werden die europäischen Regierungen aufgefordert, durch Unterdrückung der Opiumkneipen in ihren eigenen Niederlassungen an der chinesischen Küste das Werk der chinesischen Regierung

zu fördern; ferner fordert die Kommission die Regierungen auf, taugliche Mittel in Anwendung zu bringen, um den Opiumschmuggel zu unterdrücken.

Diese Resolution wird nun den bezüglichen Regierungen und Parlamenten unterbreitet, und hat die amerikanische Regierung bereits die Initiative zur Einberufung eines internationalen Kongresses im Haag, welcher die internationale Aktion zur Unterdrückung des Opiumhandels im einzelnen festlegen soll, ergriffen.

An alle jene, welche dieser großen Frage sozialer Moral ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, ergeht darum der Ruf, durch Einflußnahme auf die öffentliche Meinung eine günstige Lösung der Frage vorzubahnen.

Josef G. Alexander,

Generalsekretär der Gesellschaft zur Bekämpfung des Opiumhandels, London.



„Patriotismus — Militarismus — Imperialismus“, so lautet in deutscher Übersetzung der Titel eines aus der Feder des bekannten englischen Literaten, John M. Robertson, stammenden Essays *). Der Verfasser unternimmt es, die Triebfedern des Patriotismus und Militarismus, das militaristische Regime und den Imperialismus in Theorie und Praxis einer tiefgehenden Kritik zu unterziehen, und gelangt dabei zu dem Ergebnis, daß diese, wie auch einige andere, mit ihnen stammverwandte, geistig ungesunde „ismen“ die Folgen eines und desselben animalistischen Instinktes sind. Dieser Instinkt als „Gattungsbewußtsein“ bildet eine Art Bindemittel für die ältesten menschlichen Gemeinwesen; er führt zum Triumph Bismarckscher Ideen in Deutschland. Nichts ist bezeich-

*) E. Piersons Verlag, Dresden. Mk. 3,50

nender als die Tatsache, daß es dem „Patrioten“ in der Regel an reiner Sympathie für Patriotismus als solchen mangelt, sobald sein Patriotismus mit dem anderer Leute in Reibung gerät, wie in England z. B. in der irischen Homerulefrage. Die Zweck- und Nutzlosigkeit eines selbst gebildeten Patriotismus, in dem sich Literaten von weltweitem Ruf bisweilen gefallen und der in nationaler Selbstüberhebung der eigenen Rasse anderen Rassen gegenüber gipfelt, wird eingehend beleuchtet.

Robertson erweist im zweiten Teil die Haltlosigkeit und Zusammenhangslosigkeit der militaristischen Argumente zugunsten des Militarismus und illustriert die Konsequenzen des erfolgreichen Militarismus im Volke der Dichter und Denker, widerlegt die Meinung, der Krieg diene als Probe und Erweckung der wahren

Mannhaftigkeit, erlaubt dem Leser einen Blick hinter die Kulissen der militärischen Taktik und skizziert schließlich kurz ein Ideal des Friedens.

Im dritten Teile behandelt der Verfasser den Imperialismus in Theorie und Praxis, beleuchtet die imperialistischen Bestrebungen Griechenlands und Roms, die der mittelalterlichen italienischen Republiken, Spaniens, Cromwells und Chathams in England, den aus Disraelis Tagen stammenden neuen englischen Imperialismus und nimmt die Argumente der imperialistischen Pseudo-soziologie, die selbst gewissen Sozialisten zu Kopfe gestiegen sind, in unerbittlicher Weise unter die Lupe. Das Buch schließt mit einem allgemeinen Appell an den gesunden Menschenverstand und mit kurzer Skizzierung eines Gegenideals.

Karl Hanselmann, London.

SOZIALE ENTWICKLUNG

CHRONIK

DEUTSCHE Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht. Unter diesem Namen hat sich am 28. Mai zu Berlin ein neuer Verein konstituiert; schon der Name bedeutet einen Fortschritt, eine neue Stufe der Entwicklung. Galt es noch vor wenigen Jahren als „revolutionär“, auch für die uneheliche Mutter Schutz zu verlangen, so wird es heute notwendig, das Recht von Mutter und Kind auf das, was bisher die

Wohltätigkeit als Almosen — und auch das nicht immer — gewährte, zu betonen. Daß jede Mutter, ob ehelich oder unehelich, ein Recht darauf hat, ihre schwere Stunde von Sorgen niederster Art frei zu wissen, daß sie ein Recht darauf hat, sich vor und nach der Entbindung zu schonen, ein Recht auf die Möglichkeit, ihr Kind zu stillen, ein Recht vor allem nicht nur auf die Qualen, sondern auch auf die Freuden der Mutterschaft, ein Recht aber auch

auf gründlichste Besserung ihrer gesetzlichen und sozialen Stellung —, diese Erkenntnis der Allgemeinheit selbstverständlich zu machen, ist eine der vornehmsten Aufgaben des neuen Vereins. In seine Arbeit teilen sich drei Sektionen, die praktische, die sozialpolitisch-juristische und die aufklärend-pädagogische. Die erste Sektion umfaßt die verschiedenartigsten Aufgaben der praktischen Arbeit. Durch Anschluß an bestehende Heime und zunächst Vorbereitung von Neugründungen soll weitgehendste Fürsorge für Schwangere, Entbindende und Wöchnerinnen getroffen werden, wobei auf die Möglichkeit des Zusammenbleibens von Mutter und Kind besonderer Wert gelegt wird. Jene Mütter, deren Erwerbstätigkeit außer dem Hause liegt, werden durch Einrichtung von Krippen und Stillstuben berücksichtigt, und zahlreiche Auskunftsstellen sollen errichtet werden, um jeder Mutter, die der Beratung bedarf, Rechtsschutz zu gewähren und Arbeit nachzuweisen; auch eine Verbesserung und Regelung des Pflegestellenswesens gehört noch zur Arbeit der ersten Sektion.

Die zweite Sektion, die der sozialpolitischen und juristischen Arbeit gilt, wird in ihrem sozialpolitischen Teil das Hauptgewicht auf die Einführung der staatlichen und freiwilligen Mutterschaftsversicherung und der Mutterschaftsrente legen; auch das Ammen- und Hebammenwesen bedarf einer eingreifenden Reform. Die Arbeit auf juristischem Gebiete umfaßt alle die Bestrebungen, die im Interesse von Mutter und Kind die Mängel der diesbezüglichen Gesetzgebung beseitigen wollen. Es wird sich da vor allem um die gesetzliche Stellung sowohl der verehelichten wie der unverhelichten Mutter handeln, um die rechtliche Gleich-

stellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen und um eine weitgehende Änderung der Ehegesetzgebung, die bisher die neuen Verhältnisse, in denen die heutige Frau lebt, überhaupt nicht berücksichtigt.

Widmet sich die erste Sektion jener Arbeit, die erringen will, was unter den jetzigen Verhältnissen schon möglich ist, tritt die zweite Sektion für Reformen ein, für die zwar die gesetzlichen Grundlagen noch fehlen, die aber schon heute fast allgemein als berechtigt angesehen werden, so dient die dritte Sektion einem Werke, das allerdings eine gründliche Wandlung der Geister zur Voraussetzung hat. Sie will nicht Fürsorge an den Opfern veralteter Moralanschauungen üben und nicht Reformen erstreben, die diese Opfer vor dem geschriebenen Gesetze unmöglich macht; sie will eine Besserung der Zustände dadurch erzielen, daß die ungeschriebenen Moralgesetze eine Wandlung erfahren, daß Mutter- und Kindesrecht eine andere Bedeutung, eine andere Wertung im Bewußtsein der Allgemeinheit erhalten. Erst wenn die Moralanschauungen für beide Geschlechter einheitlich geworden sind, können wir jenen hohen Grad von Verantwortlichkeitsgefühl, den Logik und Gerechtigkeit erfordern, auch wirklich erwarten.

Aber noch von einer anderen Seite her kann dieses Problem in Angriff genommen werden; die Jugend muß für eine Anschauung gewonnen werden, der die Zukunft gehören soll. Aufklärung und Belehrung im weitesten Maße müssen das Verantwortlichkeitsgefühl wecken und stärken; nur diese Arbeit, an jungen Herzen getan, wird ein Geschlecht erziehen, das in der größeren Freiheit nicht nur die größeren Rechte, sondern auch die größeren Pflichten

sieht. Auch an der Lösung des Bevölkerungsproblems, an der Erforschung der Vererbungsfrage, der Rassenhygiene sowie der mannigfachen Probleme des Sexuallebens will die dritte Sektion mitarbeiten,

nicht aber, indem sie Dogmen aufstellt und verfißt, sondern in sachlicher Forschung und dem Bemühen, alle Seiten der vielfältig komplizierten Fragen zu berücksichtigen.
Francis Sklarek.

NEUE KUNSTLERISCHE TENDENZEN CHRONIK

STÄTTEN der Kultur*): In der im Verlage von Klinkhardt und Biermann herauskommenden tüchtigen Sammlung von Städte-monographien ist ein Führer durch die Weltausstellungsstadt Brüssel aus der Feder des bekannten Kunstkritikers des Berliner Tageblatts, Fritz Stahl, erschienen. Der Führer ist weniger Baedeker, d. h. er eignet sich weniger zur Benutzung bei der Besichtigung der Stadt selbst, sondern er taugt mehr dazu, in die eigentliche Kunstatmosphäre einzuführen. Er enthält einen knappen Abriß der Kunstgeschichte der Stadt selbst und lehrt den Reisenden selbständig das Stadtbild begreifen. Das Buch ist flott und persönlich geschrieben und es ist besonders angenehm, daß die deutschen Reisehandbüchern sonst so häufig anhaftende Schulmeisterei und Pedanterie völlig vermieden ist.

*)Die Weltausstellungsstadt Brüssel. Brosch. 2,50 Mk.

Deutsche Qualitätsarbeit: Bei den immer größeren Schwierigkeiten, die die deutsche Industrie hat, um ihre Stellung auf dem Weltmarkt zu behaupten, und bei der neuerdings stark einströmenden Konkurrenz der eben erst zur Entwicklung einer modernen Industrie gelangten asiatischen Länder, scheint eine immer größere Vervollkommenung der Arbeitsleistung, eine immer höhere Qualität des Fabrikates der einzige Ausweg für den deutschen Export.

Dr. Heinrich Pudor macht in einer kleinen Schrift „Deutsche Qualitätsarbeit“*) eine Reihe von Vorschlägen, um durch eine Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen die Solidität und Güte der deutschen Arbeit zu steigern. Er gibt interessante Aufklärungen über das dem großen Publikum ziemlich unbekannte weite Gebiet der Materialfälschungen, erwähnt seien die Abschnitte über die Zinnseide und anderes mehr.

*) Verlag Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig.

NEUE LITERARISCHE TENDENZEN

JULIE ADAM, WIEN: RUDYARD KIPLING „THE JUNGLE-BOOK“ UND „KIM“ *).



AS Dschungelbuch und Kim, ein Roman aus dem gegenwärtigen Indien, sind für Kiplings Art charakteristisch. Alles, was er außerdem geschrieben, und das ist sehr viel, hätte schließlich auch ein anderer schreiben können. Die verschiedenen Untertöne, die da mitschwingen, sind der beste Beweis dafür: Sie verraten den Einfluß von Scott, Dickens, Poe, Maupassant u. a. Die Melodie ist also niemals rein — aber stets originell! Kipling behandelt trotz dieser Vorbilder jedes Motiv, als ob es ganz neu und unberührt wäre. Anscheinend folgt er überhaupt nur den Spuren, die Geschehnisse stets hinterlassen, ohne weiter darauf zu achten, wohin sie ihn führen. Oder zwingen sie ihn, ihnen zu folgen? Man wird nicht klug aus ihm; und daran trägt das Land die Schuld, wo er geboren wurde — Indien. In Europa hätte er sich unmöglich so entwickeln können, denn unsere Kultur wirkt nivellierend, glättend. Sie unterdrückt alle Instinkte oder zerstört sie lieber gleich vollständig. In Indien ist das Gegenteil der Fall — dort triumphieren sie immer wieder über das Angelernte. Die Folge davon ist, daß der Gebildete die bei uns übliche Überschätzung von Äußerlichkeiten nicht kennt, wenigstens nicht in dieser Weise. Und daß er Kunst und Wissenschaft nicht allen andern Lebenswerten überordnet. Er ist eben Pantheist im edelsten Sinn des Wortes und das Alleinbewußtsein drückt seinem Wesen den Stempel auf.

Gerade diesen schärfsten Gegensätze europäischer und indischer Kultur sind in Kipling gleichsam vereinigt. Und überdies besitzt er alle die stark differenzierten Charaktereigentümlichkeiten des Engländers: den ausgesprochenen Wirklichkeitssinn, die feine Beobachtungsgabe und jenen mystischen Zug, der dem Nordländer, speziell dem Germanen fast immer eigen ist. Bei dem Engländer kommen noch einige sehr feine Nuancen dazu: Selbst die Idealisten unter ihnen suchen nach einer realen Basis für die Wunderwerke ihrer Phantasie — wie Goethe — und doch so ganz anders. Man muß außer Shakespeare, Thoreau, Emerson, Whitman, Ruskin und Jefferies kennen, um zu erfassen, was sich durch Worte kaum ausdrücken läßt.

Ein solcher Idealist ist auch Kipling. Nur wurde bei ihm die nordische Mystik durch die indische gleichsam paralysiert. Wie, das läßt sich am besten an der Hand einer seiner Erzählungen demonstrieren: „Das Wunder des Purun Bhagat“ (**). Diese Geschichte kann auch als Präludium zu dem Roman Kim gelten. Ihr Inhalt ist folgender:

Purun Dass, ein Brahmane von so hoher Kaste, daß bei ihm dies Wort kaum mehr eine Bedeutung hat, genießt die beste englische Erziehung. Nachdem er seine Studien an der Universität von Bombay beendet hat, widmet er sich dem Staatsdienst, ohne deshalb die Wissenschaften zu vernachlässigen. Er bereist Europa und erhält Ehrendiplome von den berühmtesten Universitäten. Und er steigt von Stufe zu Stufe empor, bis er erster Minister und der beste Freund des Vizekönigs ist. Dieser heftet ihm sogar

*) Die Werke Kiplings sind zum größten Teil in guter, deutscher Übertragung im Verlage Vita, Berlin erschienen.

Die Redaktion.

**) Neues Dschungelbuch.

eigenhändig das Großkreuz des Sterns von Indien an die Brust. Und Purun Dass dankt mit einer Rede, die diesseits und jenseits des dunklen Meeres großes Aufsehen erregt.

Wenige Monate später stirbt Purun Dass, der sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hat, für die Welt, in der er bisher lebte. Er kleidet sich in das Gewand eines Sanniasi oder heiligen Mannes und verläßt, mit der Bettelschale in der Hand, barfuß die Stadt, während die Salutschüsse zu Ehren seines Nachfolgers ertönen.

Drei Tage später hätte man leichter eine Wasserblase in dem Becken des Atlantischen Ozeans wiederfinden können als Purun Bhagat, so nannte er sich jetzt. — Er verschwand vollständig unter der großen Zahl von Sanniasis, die das Indische Reich kreuz und quer durchwandern.

Purun wendete sich dem Himalaya zu. Seine Mutter war eine Bergfrau, voll steten Heimwehs nach den Schneegipfeln — und der kleinste Tropfen Bergblut lockt den Menschen dorthin zurück, wohin er eigentlich gehört.

Hoch oben, nahe einem Paß, von dem man die Gletscherwelt in all ihrer Pracht übersieht, fand er einen verlassenen Schrein der Kali, einer Göttin, welche vom Volk öfters angerufen wird. Dort wollte er sein Dasein beschließen.

Die Leute in dem Dorf, das sich tief unter ihm an den steilen Berg klammerte, füllten mit Freuden täglich seine Bettelschale und die Tiere der Wildnis schlossen Freundschaft mit ihm. Bald teilte fast täglich ein Langur sein Lager, denn diese großen graubärtigen Affen des Himalaya lieben die Wärme. Und neugierig sind sie, wie fast alle ihre Stammverwandten. Einer oder der andere von ihnen saß stets neben Purun und schaute angestrengt zu den Schneegipfeln empor.

Und Barasingh, der große Hirsch, ließ sich lieber von ihm den Samt vom Geweih entfernen, als es stundenlang an der rauhen Rinde der Bäume zu wetzen. Auch seine Hindin und die Kälber brachte er zu dem heiligen Mann. Ja, sogar Sona, der schwarze Bär, der zu den Ungeselligen gehört, wurde sein Begleiter. Wenn er die Paßhöhe erstieg, um den roten Morgen über die Schneegipfel wandern zu sehen, folgte er ihm auf Schritt und Tritt.

Die Jahre vergingen. Unten im Dorf sprach man nur mehr von unserem Bhagat, denn seit Menschengedenken hauste Purun im Schrein der Kali. Da wollte im Frühling der Regen nicht aufhören und der Berg begann sich zu bewegen. Die Tiere ahnten die nahende Katastrophe und warnten ihren Beschützer. Auf den Barasingh gestützt eilte er in der Schreckensnacht zu Tal, um auch die zu retten, die ihm jahrelang die Bettelschale gefüllt. Und Menschen und Tiere klonnen in Todesangst an der jenseitigen Berglehne hinauf, bis sie in Sicherheit waren.

Dort brach Purun erschöpft zusammen: „Bleib bei mir Bruder“, sagte er leise zu dem Barasingh, „bleib bis ich gehe“.

„Es ging ein Seufzen durch die Luft, das wuchs zu einem Murren und das Murren wurde zum Gebrüll, einem Gebrüll, das alle Sinne betäubte; und der Berg, auf dem die Dörfer standen, wankte unter der Erschütterung. Dann kam ein Ton, stetig, tief und voll, wie das tiefe C einer Orgel, und ertötete für einige Minuten jeden andern Laut, indes die Fichten bis in ihre Wurzeln davon erbeben. Er starb dahin und der Lärm des Regens, der meilenweit auf harten Boden und Gestein geschlagen, wurde zu dem verschleierten Rauschen von Wasser, das auf gelockerten Grund fällt.“

Am Morgen fanden die Dörfler ihren Bhagat tot. Mit gekreuzten Beinen saß er da, an den Stamm einer Eiche gelehnt, die Krücke unterm Arm und

das Angesicht gen Nordosten gekehrt. Ganz genau in der Stellung, in welcher die Sanniasis begraben werden. Sie berührten ihn nicht, sondern bauten über ihm einen kleinen Schrein aus Stein und Erde. Und sie beten dort und bringen ihm Blumen und Lichter und fromme Gaben.

Das eigentliche Dschungelbuch verhält sich zur Geschichte des Purun Bhagat wie die Epik zur Lyrik oder wie die Legende zum Märchen. Entschieden epischen Charakter hat die Geschichte Mowglis, der von einer Wölfin gesäugt wird und, gleich seinen Brüdern, den Wölfen, im indischen Dschungel heranwächst.

Wer erinnert sich dabei nicht an die Vorgänger Mowglis: an Romulus und Remus, an Wolfdietrich, an den Königssohn im Märchen von der schönen Magelone, an Robinsons Gefährten und an Halms Sohn der Wildnis. Oder an Shakespeares Miranda, Miltons Adam und andere ähnliche Gestalten, die die Phantasie der Dichter schuf.

Mowgli steht außerhalb dieser Reihe. Seine Geschichte ist eine Allegorie des Evolutionsgesetzes. Die Lehre Darwins hat größeren Anteil an ihr als die Phantasie. Und Mowgli durchläuft die verschiedenen Stadien der Menschwerdung nicht als Märchenwesen, sondern als Raubtier mit wilden Instinkten. Sie weichen erst vor der Liebe und vor der Sehnsucht nach Gegenliebe.

Kipling ist auch einer der ersten, der auf der Basis wissenschaftlicher Beobachtung Tiercharaktere zeichnet. Und sie nur soweit idealisiert, daß sie dadurch nichts von ihren Eigentümlichkeiten verlieren. Sie sind und bleiben Tiere, selbst dort, wo der Dichter sie höher stellt als die Menschen. Und sie handeln nach Gesetzen, die sich dem Leben im Dschungel wunderbar getreu anpassen. Diese sind viel einfacher als die Satzungen der Menschen, viel natürlicher und doch außerordentlich präzise. Sie werden stets in der barbarischsten Weise gehandhabt — der Wirklichkeit entsprechend. Der Sieg des Stärkeren gilt als selbstverständlich und jede List ist erlaubt. Doch achtet man Heuchler und Kriecher im Dschungel viel geringer als unter den Menschen. Und die Dankbarkeit hat ihren Platz unmittelbar neben der Rachsucht, wohl weil beide keine Grenzen kennen. — Vielleicht ist gerade dies primitive Bewußtsein von Recht und Unrecht das köstlichste an dem Buch.

Jedenfalls kommt Kipling der Natur so nahe als man ihr überhaupt kommen kann. Ihre Schönheit betört ihn jedoch nicht, obwohl er sie gebührend zu würdigen weiß. Er ist eben kein Romantiker, sondern ein liebevoller aber — kritischer Beobachter, also modern im besten Sinn des Wortes. Und seine Poesie hat gerade in der Geschichte Mowglis den starken tiefen Grundton jener Walt Whitmans — keine Spur von Sentimentalität macht sich bemerkbar.

Daß Kipling Dichter und Forscher ist, beweisen am besten die seltsamen Schilderungen, die er in Mowglis Geschichte eingewebt hat, z. B. der Hungertanz des Kaa, einer Riesenschlange:

„Kaa glitt langsam in die Mitte der Terrasse und wie er seine Kiefer mit lautem schallendem Ruck zusammenschlug, lenkten sich die Augen aller Affen auf ihn mit gläsernem Blick.

„Der Mond geht unter“, sagte Kaa. „Könnt ihr alle mich noch sehen?“ Von den Trümmern hallte es, als ob der Wind in den Bäumen stöhnte:

„Wir sehen dich, Kaa.“

„Gut und nun kann der Tanz beginnen — der Hungertanz des Kaa! Sitzt stille! Paßt auf!“ Er glitt zwei- oder dreimal im großen Kreise umher, schwang tänzelnd im Takt den Kopf zur Rechten und zur Linken, als höre

er eine geheimnisvolle Musik. Dann begann er den Körper umherzuwickeln und phantastische Figuren zu schlagen, große Knäuel und Knoten, die lebten und unentwirrbar schienen, bis sie geräuschlos im Augenblick auseinander schlüpften, — gleitende gebogene Dreiecke, die sich schlüpfend, immer schlüpfend in Vierecke, Kreise und Arabesken verwandelten, und während der glatte, buntscheckige Körper plötzlich in die Erde zu verschwinden und dann wieder ringelnd zum Himmel aufzuragen schien — immer schlüpfend, schlüpfend, schlüpfend, tönte Kaas zischender Zaubergesang. — Und wie hypnotisiert warfen sich die Affen in seinen Rachen.“

Legenden aus dem Tierleben, die wohl uralten Überlieferungen nach- erzählt sind, wechseln mit solchen Schilderungen ab. Was sehr viel dazu beiträgt, daß das Dschungelbuch jeden gleich vollständig gefangen nimmt. Und ihn nicht einmal losläßt, wenn er es zu Ende gelesen.

Eine dieser Legenden berichtet von der Schöpfung des Dschungel durch den Urahn der Elefanten Tha: „Mit seinem Rüssel zog er das Dschungel aus dem tiefen Wasser hervor. Und wo er mit seinen Riesenzähnen Furchen in die Erde machte, da rannen Flüsse, und wo er mit dem Fuß aufstampfte, entstanden Teiche von gutem, kühlem Wasser. . . .“

Die Menschen spielen in Mowglis Geschichte eine sehr untergeordnete Rolle. Wie er als Knabe zu ihnen zurückkehrt, weil ihn die Tiere, die seinen Blick nicht ertragen, nicht mehr unter sich dulden wollen, erscheinen sie ihm beschränkt und feige — nur seine Mutter nimmt er aus. Der Aufenthalt im Dorf macht ihn ordentlich rasend —, er kann eben die Freiheit nicht mehr entbehren. Und selbst mit seinen Altersgenossen weiß er nichts anzufangen: so kühn und trotzig wie er ist keiner von ihnen. Um ihn seinen Anlagen entsprechend zu beschäftigen, macht man ihn zum Hirten. Gleich lauert ihm sein alter Feind Shir Khan, der Gewaltige wieder auf. Und er erschlägt den Tiger, vor dem das ganze Dorf zittert.

Niemand dankt ihm dafür, sondern man beschuldigt ihn der Zauberei. Und seine Eltern werden zum Tode verurteilt, weil sie ihm Obdach und Wohnung gaben. Er befreit sie mit Hilfe seiner Getreuen und dann übt er furchtbare Rache: Hathi, der Elefant, zerstört das ganze Dorf. „Er pflückt die Dächer der Hütten ab, wie man Wasserlilien pflückt und seine Söhne zerbrechen die Mauern. Einen Monat später ist der Platz, wo das Dorf gestanden, ein welliger Hügel mit weichem jungem Grün bedeckt. Und am Ende der Regenzeit herrscht die brüllende Dschungel schrankenlos auf dem Boden, über den vor kaum sechs Monaten der Pflug gegangen.“

Mowgli kehrt zu den Wölfen zurück und lebt wieder unter ihnen. Und bald wird er ihr Meister, denn seine geistige Überlegenheit macht sich immer mehr fühlbar: Er wendet gar manche Gefahr von seinen Brüdern ab, denn wo niemand einen Ausweg sieht, findet er ihn. Sogar die Dole bezwingt er, die gefürchteten Rothunde, die blutgieriger sind als der Tiger. Sie leben in großen Rudeln beisammen und niemand vermag ihnen zu entkommen. Die Tiere flüchten sogar vor ihnen, denn sie wissen, daß es keine andere Rettung gibt.

Nur Mowgli verliert den Mut nicht: Mit Hilfe seines alten Freundes Kaa, der Riesenschlange, treibt er den ganzen Rudel in den Strom hinein, gerade zu dem Platz des Todes. — Nie nähert sich ein Tier dieser Stelle, an der Milliarden von Bienen leben. Ihre Zellen hängen gleich reichen Draperien von dunklem Samt an den Uferfelsen und überall tropft, flüssigem Golde gleich, der Honig aus Spalten und Rissen des Gesteins. Weh dem, der es

wagt, die Ruhe der Bienen zu stören, oder gar von dem Honig zu kosten, sie martern ihn unfehlbar zu Tode.

In dem Kampf mit den Dole fällt Akila, der Anführer der Wölfe und der langjährige Beschützer Mowglis. In seiner Todesstunde gibt er ihm den Rat, noch bevor es zu spät ist, zu den Seinen heimzukehren.

Mowgli befolgt ihn. Er findet die Mutter wieder und einen kleinen Bruder. Und er sieht zum erstenmal ein Mädchen. Scheu senkt es unter seinem erstaunten und bewundernden Blick die Augen und errötet. — Und Mowgli, der Wilde, ist bezwungen. Er gewöhnt sich an sanftere Sitten und arbeitet für sein Weib und für seine Kinder.

Das Epos von Mowgli, eine andere Bezeichnung paßt für diese in ihrer Art wohl einzig dastehende Geschichte nicht, bildet den Hauptteil des Dschungelbuches. Es enthält jedoch noch andere Erzählungen von Menschen und Tieren, z. B. die Geschichte von der weißen Robbe, die ihre Stammesgenossen vor dem vollständigen Untergang rettet. Sie kann als Tiersage angesprochen werden und ist reich an Naturstimmungen, wie sie eben nur Kipling zu bieten vermag.

Ein Gegenstück dazu ist „Der Leichenbestatter“. Die Beschreibung von dem Ende eines Krokodils, das jahrelang in einem Strome sein Raubtierhandwerk getrieben: Der kleine Junge, der einst seine Hand gerade noch zur rechten Zeit zwischen den Zähnen Muggers von Muggerghat hervorzog, tötet mit einer Elefantenflinte das riesige Ungetüm.

In einer anderen Erzählung führt Kipling den Leser hoch hinauf nach Norden und schildert das Leben der Eskimos und ihrer treuen Gefährten, der Hunde. Und wieder wendet er sich dem Süden zu und erzählt die Geschichte des klugen Mungos, Rikki, Tikki, Tavi, der eine ganze Familie vor dem Tod durch Schlangenbisse rettet, und von Toomai, dem Liebling der Elefanten. Hier erscheint die indische Urwaldstimmung zu leben strotzenden Gestalten verdichtet. — Das Dschungelbuch ist eben unerschöpflich.

Kipling fand schon viele Nachahmer. Die bekanntesten unter ihnen sind Ernest Seton Thompson, der den ersten Band „Bingo und andere Tiergeschichten“ schon zwei Fortsetzungen folgen ließ, und Jack London. („Wenn die Natur ruft“.)

„Kim“ Kiplings neuestes Werk, ist Kulturgeschichte unmittelbar aus dem Leben geschöpft, nicht aus den meist trüben Quellen mündlicher und schriftlicher Überlieferungen. Darum ist die Handlung des Romanes wieder Leben, vielgestaltiges Leben, das in Bildern an den Augen des Lesers vorüberzieht, wie von einem Kinematographen reproduziert. Ja, noch deutlicher, klarer, denn diese Bilder sind von seltener Farbenpracht. Die Sprache ist also förmlich beladen mit Wirklichkeiten. Und schüttelt sie plötzlich wieder ab, um den unwirklichen Phantasien eines weisen Lamas gerecht zu werden. Er sucht den geheimnisvollen Fluß, von dem das Leben, das seltsamste und unerklärlichste, was es gibt, seinen Ausgang nahm.

Wie schon früher erwähnt wurde, ist „Kim“ leichter zu verstehen, wenn man schon vorher „Das Wunder des Purun Bhagat“ gelesen hat. Diese Erzählung ist für den Europäer gleichsam der Schlüssel zu dem in seinen Augen bizarren Antagonismus indischer Kultur. Jetzt erst findet er, daß trotz der ungeheuren Ausdehnung des Reiches und der außerordentlich großen Verschiedenheit seiner Bewohner mancher gemeinsame Zug vorhanden ist. Der Jahrhunderte währende Zustand der Erstarrung unter mohamedanischer Herrschaft hatte eben eine bedeutende Vertiefung der Kultur zur Folge.

Das macht sich heute, wo die englische Sprache immer mehr und mehr zum allgemeinen Verständigungsmittel wird, deutlich bemerkbar.

Die Europäer brachten neue Gedanken in das Land, aber sie blieben die Fremden und werden es wohl immer bleiben. Und doch ist der Einfluß der europäischen Zivilisation auf die geistige Wiedergeburt Indiens ein gewaltiger.

In welcher Weise er sich geltend macht, zeigt Kipling in diesem Abenteuerroman, als solcher muß Kim bezeichnet werden, sehr deutlich. Wer erinnert sich dabei nicht an den derben aber urgesunden Humor in Grimmelshausens „Simplizissimus“.

Kim ist der Sohn eines Irländers und einer Eingeborenen. Er hat wenig Grund, stolz auf seine Eltern zu sein: Sein Vater wurde aus dem indisch-englischen Militärdienst entlassen und endete als Vagabund. Die Mutter kommt überhaupt nicht in Betracht. Kims einziger Erzieher ist daher das Leben. Es treibt sein Spiel mit ihm, aber es bildet auch seine Anlagen aus, die guten und die bösen. Von seiner frühesten Kindheit an lungert er auf der Straße herum und ist zu allem bereit, wofür man etwas zu essen bekommt — oder gar Geld. Moral, Gewissen, das sind Begriffe, die ihm vollständig fremd sind. Und doch schließt er sich mit leidenschaftlicher Innigkeit an den Lama an, der trotz seiner Jahre ein unschuldiges Kind geblieben ist.

Sie machen sich miteinander auf die Wanderschaft, der Greis und Kim. Und der Knabe fühlt sich ordentlich verantwortlich für den heiligen Mann — obwohl er nebstbei allerlei sehr unheilige Geschäfte abwickelt. — Wegen des Flusses allein zog er nicht auf Abenteuer aus. — Der Heilige bemerkt davon nichts. Er lebte bisher in einem einsamen Bergkloster und ist gewöhnt, nur nach rückwärts zu schauen — in die graue Vorzeit. Was er dort entdeckt, versucht er mit seinen eigenen Spekulationen über das Sein, besser gesagt, über das Nichtsein, in Einklang zu bringen. Durch seinesgleichen wurden der Menschheit große Gedanken erhalten. Und doch müßte er und wohl auch die Mehrzahl seiner Brüder verhungern, hätten nicht viele Leute eine Schwäche für Kinder, auch für solche mit weißen Haaren.

In den Völkerwogen, die sich auf Indiens Landstraßen fortwährend stauen und wieder entwirren, gehen auch diese beiden, so grundverschiedenen Gefährten zu wiederholten Malen unter. Dann tauchen sie wieder empor und finden sich von neuem: sie üben eine geheimnisvolle Anziehungskraft aufeinander aus, die eine dauernde Trennung unmöglich macht. — Wer sucht, der findet.

Sonst gleicht der Inhalt des Buches einem Strom, der seinen Lauf fortwährend ändert. Und dabei mächtige Wirbel bildet und grundlose Untiefen. — Nur wenn Kim den Greis umsorgt, kommt Ruhe in die Handlung. Und er selbst ist in solchen Augenblicken kein Abenteurer, der jenseits von Gut und Böse steht, sondern ein warmherziger Mensch.

Eben diese Güte, die menschlichste aller Eigenschaften, fand Kipling auf dem Weg vom Dschungelbuch zu Kim. Sie ist unzerstörbar. Mit dem Kind wird sie geboren und stirbt erst mit dem Greis. Nur kommt es leider oft vor, daß sie nie die Kraft findet, den Bann des Schlafes abzuschütteln. Diese Kraft heißt Liebe und sie muß von außen kommen. — Das ist eine jener wunderbaren Einrichtungen, an der die gewöhnlichen Sterblichen meist achtlos vorübergehen. Nur große Dichter erkennen sie. Ein solcher großer ist Rudyard Kipling.



CHRONIK

DER italienische Roman: Im modernen Italien entwickelten sich Roman und Novelle mit der realistischen Schule, deren Hauptvertreter die beiden sizilianischen Schriftsteller Giovan-Verga und Luigi Capuana waren. Beide beeinflusste der französische Naturalismus, von dem die Vorliebe für die einfacheren, weniger entwickelten und weniger edlen Formen der Menschheit und dadurch auch die Neigung, die sehr charakteristischen Milieus des Volkes darzustellen, nach Italien kam. Aus dieser Geistesverfassung heraus entstanden auch die Abbruzzen-Geschichten Gabriele d'Annuncios und die neapolitanischen Erzählungen Matilde Seraos. — Überdies adoptierten Verga und Capuana das Gesetz der „Unpersönlichkeit“ der Kunst, für welches Flaubert eingetreten war und nach welchem der Künstler sich abseits von seinem Werke stellen soll: eine Theorie, die gewiß von Wert ist, die aber die Schriftsteller, welche sie annahmen, zu vorsichtig gemacht hat, so daß sie aus Furcht, zu viel von sich selbst in ihre Kunstwerke hineinzuthun, es von nun an überhaupt vermieden, kompliziertere Personen zu zeichnen. Verga arbeitet seit mehreren Jahren an einer Reihe von Milieustudien, „die Besiegten“ betitelt. Die beiden ersten Romane dieser Serie sind die „Malavoglia“, die Geschichte einer Fischerfamilie, die in einem kleinen sizilianischen Dorfe spielt, und „Meister don Gesualdo“. Hier wird uns die Zusammensetzung des neuen Bürgertums und der Verfall des Adels gezeigt. In diesen Romanen absorbiert das Milieu die Einzelpersönlichkeiten. Wohlsind sie zwar nicht zu vergleichen, weder mit den Romanen der „Menschlichen Komödie“, die ja auch „Milieu-

studien“ sind, noch mit „Krieg und Frieden“ von Tolstoi, in denen sich im Gegensatz zu den italienischen Arbeiten das Individuum nur umso schärfer abhebt.

Es lag in der Natur der italienischen Schriftsteller, bereitwillig den realistischen Roman aufzunehmen. Zwar stellt Capuana in seinen besten Romanen, „Hyacinthe“, „Parfum“, „Der Marquis von Roccaverdina“, nicht gerade nur Milieus dar, sondern auch die Seelenkonflikte einzelner Menschen und ein anderer sizilianischer Schriftsteller, Federigo de Roberto, ähnelt ihm in dem Suchen nach einer größeren psychologischen Vertiefung, als sie gewöhnlich der Realismus aufweist. Aber die besten Romane der ganzen Schule wie z. B. Matilde Seraos „Fantasia“, sind unbedingt realistisch: Wenn Matilde Serao in „Lebewohl, o Liebe“ und in „die Züchtigung“, versucht, die psychologische Darstellung zu vertiefen oder zu verfeinern, vermag sie nur kalte Abstraktionen ohne Leben zu geben. In den Werken Antonio Fogazzaros, „Malombra“, Daniele Cortis, „Die kleine Welt von ehemals“, „Die kleine Welt von heute“, findet man zweifelsohne hier und dort Ansätze zur Vertiefung, aber die Personenschilderung bleibt immer schwach, neben der oft vorzüglich geglückten Darstellung des „Milieus“.

Diese Manier, die zum Teil Schuld daran trägt, daß Italien noch keinen Maupassant, noch keinen Balzac, noch keinen Tolstoi hat hervorbringen können, macht sich besonders in den Werken Gabriele D'Annuncios geltend. Mit Unrecht glaubte man anfangs, in einigen seiner Romane Meisterwerke von psychologischer Feinheit zu sehen. In „Lust“, „der Triumph des Todes“, „der Unschul-

dige“ ist der Held immer derselbe, nämlich d’Annuncio selbst mit seiner raffinierten Sinnlichkeit; aber diese Helden mit ihrer heutzutage übrigens recht verbreiteten sinnlichen Reizbarkeit sind doch nicht in ihrer Individualität klar gezeichnet, sind allgemein gehalten; alles übrige sind nur Landschaftsschilderungen, Beschreibungen. Im „Unschuldigen“ zeigt sich am besten d’Annuncios Unfähigkeit zu einer feineren Seelenanalyse. Denn durch diesen Roman, in dem er Dostojewskys Spuren folgen wollte, bewies er handgreiflich, daß er die Fähigkeit zur Darstellung einer so komplizierten Psychologie eben nicht besaß. Die folgenden Romane, „Die Jungfrauen auf den Felsen“, „Das Feuer“, sind vorwiegend beschreibend: Die Personen sind beschrieben in ihren einzelnen Gesten; aber im Gesamtbild ist keine von ihnen wahr.

Wenn bis heute der charakteristische Zug der erzählenden Literatur in Italien im äußern Gepräge bestanden hat, in dem Aufgehen der Personen in ihrem Milieu, so müssen die jungen Novellisten und die jungen Romanciers ihren Geschmack in einem vertieften Studium der Psyche finden. Sonst könnte von neuen Richtungen wohl keine Rede sein.

Und in der Tat findet man bei aller Anerkennung des Wertes dieser Schriftsteller eine solche Richtung nicht vor. Auszunehmen ist der Roman einer jungen Schriftstellerin, Sibilla Aleramo; derselbe ist betitelt: „Eine Frau“ und bereits in die hauptsächlichsten europäischen Sprachen übersetzt. Dieser Roman bringt die feine und vornehme Seele einer Frau in den Wechselfällen einer gewöhnlichen Ehe zur Darstellung.

Man hat im italienischen Roman auch eine andere Tendenz sich nicht geltend machen sehen, an deren Möglichkeit man vor einigen Jahren glauben mochte. Als Gabriele D’Annuncio die „Jungfrauen auf den Felsen“ und „den Narren“ veröffentlichte, sah man zum erstenmale eine vom Realismus abweichende Färbung. Die realistische Kunst hat ihren Namen davon, daß sie, ihre Gleichnisse aus der Realität der Dinge schöpfend, dieselben nicht im tiefsten verändert erscheinen läßt. Das gewöhnlich Wirkliche erscheint im tiefsten verändert z. B. in den Shakespeareschen Tragödien (die Personen reden in Versen). Nun findet D’Annuncio in diesen beiden Romanen einen höheren Ton als den, der im allgemeinen in den realistischen Romanen herrscht; die künstlerische Wirklichkeit erscheint dort verschieden von der gewöhnlichen Wirklichkeit und die Erhebung des Stils rechtfertigt auch eine Sprache, die sozusagen eine poetische Prosa ist. Auch Fogazzaro hat hie und da in seinen besten Romanen Schwung, Augenblicke, in denen der Ton steigt und die Erzählung in einen feinen lyrischen Hauch sich hüllt. Aber diese Richtung wird von den Jungen nicht weitergeführt, denn sie bleiben dem Realismus treu. Vielleicht hätten die beiden oben erwähnten Romane D’Annuncios einen größeren Einfluß gehabt, wenn sie lebensfähige Kunstwerke wären, doch zeigten sie nur die Möglichkeit einer neuen Romangattung; einer Romandichtung, die sich hätte ausgestalten können vielleicht unter der Form des historischen Romans.

Alfredo Garguilo.